

DAS MAGAZIN

Das Blut an den Bronzen von Benin



Ein unermesslicher Kunstschatz kehrt zurück
nach Afrika. Und mit ihm ein schrecklicher Verdacht

Seite 8

Die märchenhaften Kreiselfiguren.

Jetzt sammeln, spielen und
ihre Geschichten entdecken.

Scannen
und mehr
erfahren



MIGROS
Spin
Mania



Vom 15.8. bis zum 25.9.2023, pro 20 CHF Nettoeinkauf
ein Flowpack (max. 15 Flowpacks pro Einkauf).
Erhältlich im Migros-Supermarkt, Migros Partner,
VOI und auf migos.ch. Solange Vorrat.
Weitere Infos unter: migos.ch/spinmania

MIGROS
macht meh für d'Schwiiz

EDITORIAL / RESTITUTION

In der Satire «Mona Lisa in Bangoulap» des französischen Schriftstellers Arno Bertina aus dem Jahr 2015 stellt das Land Kamerun eine Reihe – natürlich fiktiver – Forderungen an ein Pariser Museum: Da mehrere Ausstellungsstücke des Museums Eigentum Kameruns seien, sollten alle Kameruner freien Eintritt bekommen. Überdies gelte das nicht nur für Paris, sondern für alle ethnologischen Museen in Europa, und zwar sowohl für alle Kameruner als auch alle Menschen anderer Länder, aus denen Werke entwendet wurden. Da man in die europäischen Museen auch irgendwie hinkommen müsse, brauche es zudem freie Visa. Und ausserdem erwarte man, da in Europa afrikanische Kunst ausgestellt werde, im Gegenzug auch europäische Kunst für Afrika, etwa aus dem Louvre. Nicht nur in Frankreich bricht daraufhin Panik aus.

Inzwischen hat die Realität die Satire längst eingeholt, und die überfällige Diskussion um Restitutionen in Frankreich, Grossbritannien oder Belgien hat gezeigt, dass ihre aus den ehemaligen Kolonien zusammengeklauten Sammlungen das nationale Selbstbild sichtlich trüben können. Das allerdings gilt auch für die Empfängerländer der restituier-

ten Objekte. Unser Reporter Benedikt Herber ist nach Nigeria gereist, um zu erfahren, was das Land mit den Benin-Bronzen anstellt, die ihm derzeit wiedererstattet werden – und was die Bronzen mit dem Land anstellen. Denn mit den kostbaren Objekten kehrt auch die politisch heikle Frage zurück, ob die Könige, aus deren Palast die Bronzen von den Briten geraubt wurden, die Kunstwerke dadurch finanziert hatten, dass sie sich am Sklavenhandel beteiligten. Dass die Benin-Bronzen in Westafrika nun eine ähnliche Kontroverse über die eigene Geschichte auslösen, wie sie es bereits in Westeuropa getan haben, ist nur ein weiteres Argument dafür, den Ländern, die man ihrer wertvollsten Stücke beraubte, ihre Geschichte wiederzugeben.

SVEN BEHRISCH

8 Die Rückkehr der Bronzen. In Nigeria ist die Restitution eines Kunstschatzes ein politisches Grossereignis – mit unabsehbaren Folgen. **VON BENEDIKT HERBER**

19 Der Grundstücksstreit. Über die sanfte Gewalt exakter Sprache. **VON SIBYLLE SEVERUS**

22 Warum haben wir Angst, Daan Heerma van Voss? Ein Gespräch über unseren treuesten Begleiter. **VON NINA KUNZ**

4 **PHILIPP LOSER** über bundesrätliche Patronage

4 **KATJA FRÜH** gehts nicht um die Gage

5 **KALTÉRINA LATIFI** gerät in Farage

6 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** mit einer Hommage

7 **CHRISTIAN SEILER** in Thailand auf Salatspionage

12 **WAHL DER WOCHE** Warm oder heiss ist hier die Frage

24 **WAS WIR LESEN** Liv Strömquists Comiccollage

29 **EIN TAG IM LEBEN** Cocktailmixerins Courage

30 **MAX KÜNG** für die Fugenfreiheit der Etage

31 **TRUDY MÜLLER-BOSSHARD** N°33 der Gehirnmassage



PHILIPP LOSER

Schweizer Machtkartell

Man muss es sich in Jahren vorstellen. 43 Jahre dauerte es nach der Gründung des Bundesstaats 1848, bis die Freisinnigen im Bundesrat einen Katholiken in ihrer Mitte aufnahmen. Bis dahin hatten sie alleine regiert. 43 Jahre, bis auch die Verlierer des Sonderbundskriegs in die Verantwortung genommen wurden. Das ist lange.

Noch einmal 52 Jahre später (die Regierung hatte sich da im bürgerlichen Lager schon ganz süferli ausdifferenziert) erhielt die SP ihren ersten Sitz. Es war der Zweite Weltkrieg, die Linken mussten sich zur Armee bekennen und wurden dafür mit einem Sitz im Bundesrat belohnt.

Die nächsten knapp fünfzig Jahre: Zaubersformel. Zwei Sitze für die drei stärksten Parteien, einen Sitz für die viertstärkste. Nach den Irrungen um Christoph Blocher wechselte kurz nach der Jahrtausendwende ein Sitz von der CVP zur SVP und...that's it!

Die Stabilität des Schweizer Regierungssystems misst sich in Jahrhunderten. Also in halben. Im Schnitt verändert sich die Zusammensetzung der Regierung alle fünfzig Jahre.

Man kann das natürlich gut finden. Lob der Stabilität und der klaren Verhältnisse. Man kann sich aber auch auf den Standpunkt stellen, dass es schön wäre, wenn der Bundesrat die eigentlichen politischen Mehrheiten in unserer Konkordanzdemokratie etwas besser abbilden würde.

Politologin Rahel Freiburghaus hat es in einem Interview mit dem «Tages-Anzeiger» kürzlich so gesagt: «Heute kann eine Partei dreissig Jahre lang verlieren – und behält trotzdem zwei Sitze im Bundesrat.» Ihr – radikaler – Vorschlag: ein System wie im restlichen Europa, mit einer Regierung und einer Opposition. Dann hätte die einzelne Stimme bei den Wahlen echte Konsequenzen. Heute hat sie das nicht (was mit ein Grund für unseren komischen Wahlkampf ist, wie hier vor einer Woche beschrieben).

Das Problem ist ein strukturelles. Als sich die Bundesratsparteien vor einem halben Jahrhundert auf die Zaubersformel einigten, waren die Kräfteverhältnisse klarer, eine formelle Regelung der Regierungszusammensetzung schien nicht nötig.

Und wahrscheinlich war es auch praktisch, auf eine zu starre Regelung zu verzichten. Praktisch für jene, die an der Macht waren. Denn so konnten sie die Vorgaben immer genau so auslegen, wie es ihnen am meisten nützte. Als die Grünen die CVP vor vier Jahren beim Wähleranteil überholt hatten, verweigerte man der Partei einen Bundesratsitz mit dem Hinweis auf deren fehlende Stärke im Ständerat und verlangte, dass dieses Resultat «bestätigt werden müsse» (wie oft, wurde nicht gesagt).

Und es ist ja nicht nur bei der Mitte so: Es machen alle! Spricht man mit Thierry Burkart über die offensichtliche Übervertretung seiner FDP im Bundesrat (und dass seine Partei bei den Wahlen von der Mitte überholt werden könnte), weist er darauf hin, dass die Mitte ja noch den Bundeskanzler habe und dass es nicht der politischen Kultur der Schweiz entspreche, eine Bundesrätin oder einen Bundesrat abzuwählen.

Es ist wie so oft: Man findet in der Schweiz immer sehr leicht Gründe, etwas nicht zu ändern.

Machtkartelle sind per se unsympathisch. Beim Bundesrat kommt erschwerend hinzu, dass das Reden über die richtige Zusammensetzung der Regierung immer etwas Raunendes hat. Jene, die heute an der Macht sind, tönen manchmal wirklich so, als ob sie eine magische Formel beschreiben

würden, deren Inhalt und Funktionieren nur sie ganz alleine verstehen. Herrschaftswissen.

In einer Demokratie, die so auf Partizipation ausgerichtet ist wie die unsrige, hat das etwas Anmassendes. Man muss ja nicht gleich so weit gehen wie Rahel Freiburghaus – klare und nachvollziehbare Regeln (mathematisch, inhaltlich) für die Beteiligung an unserer Regierung würden schon genügen. Dann würde ein Sitz vielleicht nicht mehr alle fünfzig, sondern alle zwanzig oder dreissig Jahre die Partei wechseln.

Aber vielleicht ist das für die Schweiz einfach ein viel zu rasendes Tempo.

PHILIPP LOSER
ist Redaktor des «Tages-Anzeiger».



KATJA FRÜH

Karriere

Es gibt diese Bewegung, Quiet Quitting genannt, stille Kündigung. Man tut bei der Arbeit nur das, wofür man bezahlt wird, kein bisschen mehr. Der einzige Grund zu arbeiten ist, dass man das Geld braucht. Das tönt todtraurig, trotzdem verstehe ich es gut. Wenn ich einen anderen Beruf gehabt hätte als den meinigen, hätte ich mich vielleicht auch für so einen Weg entschieden. Ich habe einige Freunde, die damals, in der Hippiezeit, nur immer gerade so viel gearbeitet haben, dass sie wieder auf Reisen gehen konnten oder es ihnen möglich war, einfach das Leben zu geniessen. Heute leben sie

dafür sehr, sehr bescheiden von der AHV. Es ist also nicht so, dass Quiet Quitting nur eine Bewegung der Millennials ist, es gibt durchaus Boomer mit dieser Einstellung. Sie gelten heute aber einfach als Loser.

In meinem Elternhaus stand die Karriere ganz oben, nicht der Verdienst, sondern die Bedeutung als Künstler:in. Das führte dazu, dass meine Schwester und ich keine andere Selbstdefinition kannten (kennen) als jene über die Arbeit. Je nach Leistung mochten wir uns selbst oder lehnten uns ab, wobei das Letztere öfter mal qualvoll und neurotisch war. Einiges an Therapie war notwendig, damit wir der Karriere irgendwann nicht mehr diesen überzogenen Stellenwert gaben. Und ich frage mich, ob ich meinen Kindern wohl das Richtige vermittelt habe und wie man das eigentlich macht, wenn man selber nicht genau weiss, welche Werte man diesbezüglich vermitteln will.

Soll man sagen: Leistet was, habt Erfolg, aber wenn ihr nichts leistet und keinen Erfolg habt, seid ihr genauso viel wert, und es macht gar nichts? Schaut, dass ihr genug Geld habt, vor allem im Alter, ich spreche aus Erfahrung? Habt genug Zeit für eure Kinder, eure Liebe, eure Freunde? Schliesslich ist es das, was Sterbende am meisten bereuen: nicht genug Zeit gehabt zu haben für Menschen, die sie lieben. Dass sie zu wenig gearbeitet haben, damit dürften die wenigsten auf dem Totenbett hadern. Aber da Kinder sowieso nicht auf die Ratschläge ihrer Eltern hören, spielt es keine Rolle, was ich ihnen sage, höchstens, was ich ihnen vorlebe. Und das ist jetzt, während ich älter werde, die immer noch andauernde Freude an der Arbeit, aber auch das berühmte Loslassen und dass das Leben ein Genuss sein kann, (manchmal) auch wenn die Karriere verblasst. Und dass Quiet Quitting vielleicht, obwohl in ihrer Generation so beliebt, nicht der letzte Schluss sein kann, und zwar nur darum, weil es zu wenig Spass macht, so zu arbeiten – so verständlich dieser Weg in unserer Karrierewelt auch ist.

KATJA FRÜH ist Drehbuchautorin
und Regisseurin.

Illustrationen
ALEXANDRA COMPAIN-TISSIER



KALTËRINA LATIFI

Zu gut für diese Welt

Warum scheint die seltsame, geradezu kindlich-naive Vorstellung Hochkonjunktur zu haben, es genüge, wenn nur alle so denken oder sprechen würden wie ich oder «meine Community», der ich mich zugehörig fühle, und die Welt wäre eine bessere? Klar, wir haben alle unsere Überzeugungen, wo kämen wir auch hin ohne Ideale? Aber je älter man wird, desto mehr sollte man fähig sein, die eigenen Wertvorstellungen (wie die Welt zu sein hat und vor allem wie man dieses So-Sein der Welt erreichen kann) auf den Prüfstand zu stellen.

Etwas indem man mit Menschen spricht, die nicht unbedingt gleicher Meinung sind; die nicht sofort ihren Daumen hochstrecken und «Einverstanden!» rufen. Das setzt aber eines voraus: dass ich den anderen nicht von Anfang an dämonisiere als einen schlechten, nicht ernst zu nehmenden Menschen, dem man gar nicht zuhören muss.

Es wird immer schwieriger, eine andere, den eigenen Ansichten womöglich sogar diametral entgegengesetzte Meinung auszuhalten, geschweige denn sich empathisch in sie hineinzufühlen oder -denken, und sei es nur, um sie kritisch zu zerlegen und so den eigenen Standpunkt stark zu machen. Ich weiss nicht, was es ist, aber Andersdenkende scheinen vermehrt eine Art Kurzschlussreaktion in uns zu provozieren. Haben wir uns zu

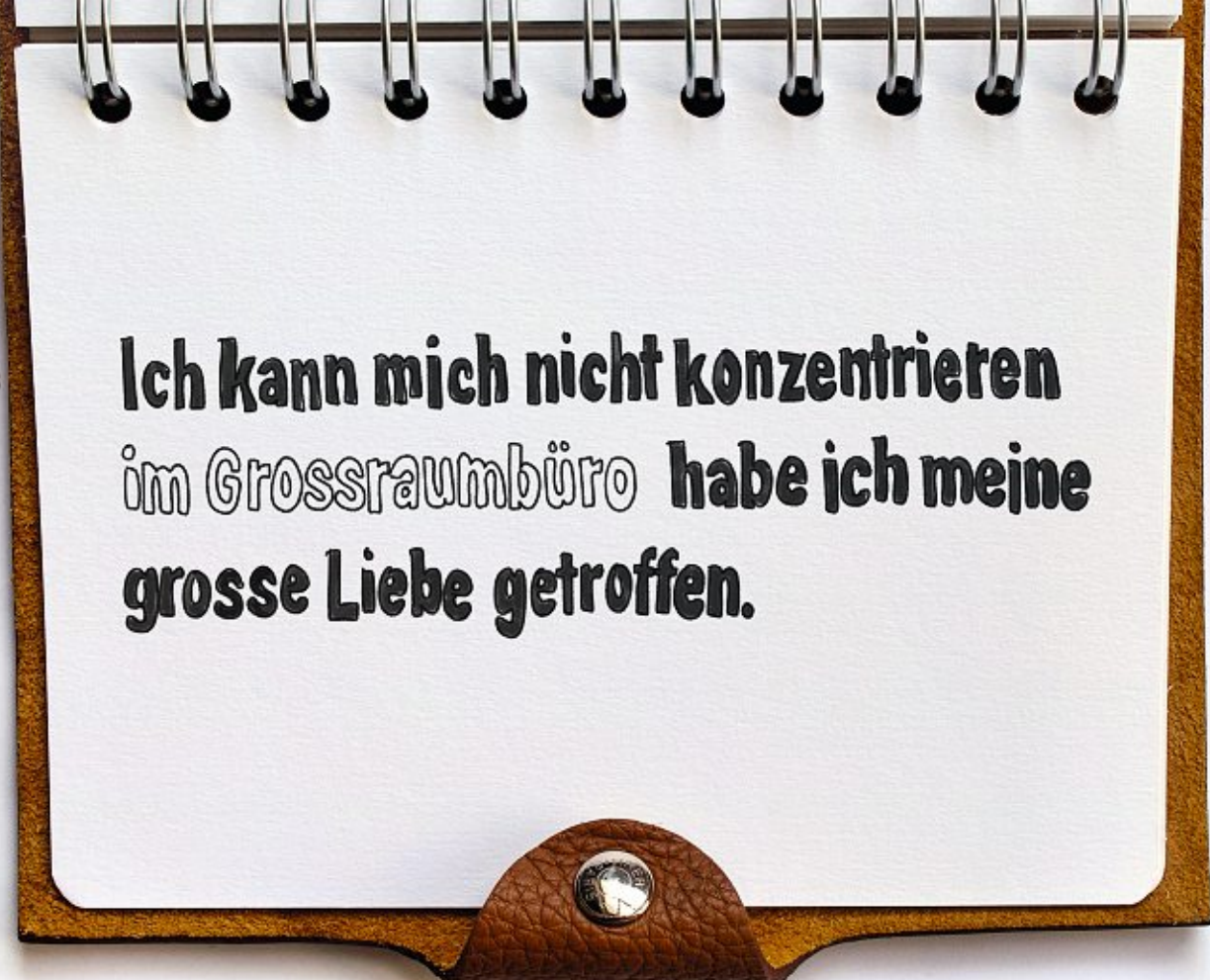
sehr in Wohlühlwatte gepackt mit unserer Political Correctness? Der kleinste Stich, und wir reagieren, als hätte man uns das Messer in der Wunde umgedreht.

So ähnlich ergeht es mir beispielsweise beim Hardcore Brexiteer und einstigen Vorsitzenden der (meines Erachtens) rechtspopulistischen UK Independence Party, Nigel Farage. Höre ich ihn reden, schalte ich innerlich ab. Ich habe ihn bereits als einen Nichternstzunehmenden abgestempelt, noch bevor er seinen Mund aufmacht. Wer sich jedoch dieser eigenen Vorurteilsbildung bewusst wird, hat die Chance, sich anders zu verhalten. Vielleicht übt es sich ja in genau solchen Fällen am effektivsten: absolut unliebsame Ansichten auszuhalten, was bedeutet, sich ihnen einerseits auszusetzen und sich andererseits argumentativ mit ihnen auseinanderzusetzen. Es bedeutet aber auch, «so jemandem», mit dem man politisch nichts gemeinsam zu haben scheint, recht zu geben, wenn ihm unrecht getan wird.

Dauerthema in der englischen Presse war diesen Sommer die «Entbankung» Nigel Farages. Seine Bank, Coutts, eine Tochter der National Westminster Bank, löste Farages Konto auf – mutmasslich wegen seiner gegen den ethischen Code der Bank verstossenden politischen Einstellung. Das Geldinstitut Coutts, eine Bank für die Megareichen, will nach aussen «ethisch und inklusiv» wirken. Jemand wie Farage passte da nicht ins moralisch korrekte Korsett.

Wer aber noch einen Funken an demokratischem Verstand hat, muss hier auf die Barrikaden. Wo kommen wir denn hin, wenn Menschen ausgegrenzt werden, weil sie das angeblich Falsche denken? Genau diese selbstgerechte Einstellung der letzten Jahre hat uns doch in diesen Wahn hineingeführt: Wenn doch nur alle Farages dieser Welt so dächten und handelten wie wir, die wir uns für die Guten halten, dann wäre die Welt eine bessere! Wirklich?

KALTËRINA LATIFI ist Essayistin
und Literaturwissenschaftlerin.



**Ich kann mich nicht konzentrieren
im Grossraumbüro habe ich meine
grosse Liebe getroffen.**

KROGERUS & TSCHÄPPELER

ALLES HAT ZWEI SEITEN

Unsere Illustration ist eine kleine Hommage an die brillanten Wendesätze von Peter Brönnimann, der in diesem Stil vor zehn Jahren eine Versicherung bewarb. Die Idee, dass es oft anders kommt, als man denkt, ist natürlich viel älter. Anschaulich erzählt wird sie in dieser chinesischen Parabel:

In einem Dorf lebte ein weiser Mann mit seinem Sohn. Sie hatten einen kleinen Bauernhof und ein Arbeitspferd. Die Leute im Dorf sagten: «Oh, was für ein schönes Pferd der hat, der hat so ein Glück.» Der weise Mann sagte: «Vielleicht, vielleicht nicht.»

Eines Tages brach das Pferd aus und rannte davon. Am Abend sagten die Leute im Dorf: «Was für ein Pech, sein einziges Pferd ist ihm davongelaufen, der Arme!» Der weise Mann sagte: «Vielleicht, vielleicht nicht.»

Ein paar Tage später kehrte das Pferd zurück, und zwei Wildpferde folgten ihm. Die Leute sagten: «Gestern hatte er keine Tiere, und heute hat er drei Pferde, was für ein Glück er hat!» Der weise Bauer sagte: «Vielleicht, vielleicht nicht.»

Nach einer Weile war es an der Zeit, die Wildpferde zu zähmen. Der Sohn des Bauern machte sich an die

Arbeit, aber stürzte von einem der Pferde und brach sich das Bein. Die Leute im Dorf sagten: «Oh nein! Sein einziger Sohn, wie schlimm für ihn.» Der Bauer antwortete: «Vielleicht, vielleicht nicht.»

Kurz darauf brachen Kämpfe aus, und alle Männer im wehrfähigen Alter wurden rekrutiert. Bis auf den Sohn des alten Bauern, der sich das Bein gebrochen hatte. Die Nachbarn sagten: «Alle haben ihre Söhne verloren, aber du hast deinen Sohn behalten, was für ein Glück!» Der Bauer sagte: «Vielleicht, vielleicht nicht.»

Der Bauer glaubt nicht daran, dass das, was uns im Leben passiert, immer nur entweder gut oder schlecht ist. Sondern dass alles, was schlecht scheint, sich zum Guten wenden kann (leider auch umgekehrt). Es kommt selten so, wie man glaubt, dass es kommen würde. Kein Leben, keine Karriere, kein Gesprächsverlauf ist, wenn man ehrlich ist, planbar.

Was lernen wir daraus? Wir können nur für uns selber sprechen. Das meiste, über das wir uns Sorgen machten oder vor dem wir uns fürchteten im Leben, ist nie eingetreten. Und das, was tatsächlich geschehen ist, haben wir nie kommen sehen.

DIE PFORTE ZUM GLÜCK



Thailändisches Essen ist ein Genuss, macht aber viel Arbeit. So auch dieser Salat, dem man mit eherner Geduld und einem gusseisernen Mörser zu Leibe rücken muss.

Wer einmal in Thailand war, hängt am Haken. Die Küche dieses grossen, vielgestaltigen Landes wartet mit so viel Reichtum, Vielfalt und Finesse auf, dass ich mich, wann immer ich eine Paste für ein Curry zubereite, für unsere Fleisch- und Kartoffelküche ein bisschen zu schämen beginne.

Der vielleicht wichtigste Botschafter der Thai-Küche ist der Australier David Thompson. Seine Liebe zu Thailand begann zufällig. Er musste eine Ferienreise umbuchen, fand sich plötzlich in Bangkok wieder und erlag, wie er sagt, «rasch dem Zauber der Menschen, ihrer Kultur und ihrer Küche».

Mit unvergleichlicher Verve arbeitete sich Thompson in die kulinarische Kultur Thailands ein. Die Voraussetzung dafür war, dass er die Sprache und die Schrift erlernte, um sich auf Augenhöhe verständigen und historische Quellen im Original lesen zu können. Zuerst in Sydney, dann in London sperrte er überaus erfolgreiche Thai-Lokale auf, und als er sich vornahm, ein kleines Buch über Thai-Snacks zu schreiben, wurde daraus *die* Bibel der Thai-Küche.

Denn Thompson konnte sich nicht damit begnügen, die Greatest Hits der Strassenküche einzusammeln, sondern er begann, sich für regionale und kulturelle Zusammenhänge der Thai-Küche zu interessieren, die vor allem mit dem Grundrhythmus des Buddhismus, aber auch mit dem noch immer weitverbreiteten Geisterglauben zu tun hat, die das Kochen, das Essen und das anmutige Verteilen von Opfergaben prägen. Er bereiste das Land kreuz und quer auf der Suche nach kulinarischen Quellen und bemühte sich sogar um historische Bestattungsbücher des späten 19. Jahrhunderts,

weil die verstorbenen Frauen darin mit ihren besten Rezepten geehrt wurden.

Das Ergebnis war der zeitlose Klassiker «Thai Food», der mit seiner pinken Aufmachung den aktuellen Barbie-Boom um fast 25 Jahre vorwegnahm. Als die deutschsprachige Version des Buches nach der Schliessung seines Verlags zu verschwinden drohte, sprang der Basler Echtzeit-Verlag ein, der sich auf die unvergleichlich sorgfältige Gestaltung kulinarischer Klassiker spezialisiert hat, und brachte David Thompsons Kompendium unter dem Titel «Thailändisch kochen» neu heraus, angereichert mit zahlreichen Fotos des schwedischen Fotografen Per-Anders Jörgensen.

Es ist ein Genuss, in diesem Buch zu blättern, zu lesen und sich Grundlagen für das Meistern der Herausforderungen guten Thai-Foods anzueignen (wichtigstes Utensil dafür: ein grosser, gusseiserner Mörser), sich in die Warenkunde einzuarbeiten und dabei hungrig David Thompsons Vorwarnung zu verstehen: «Thailändische Küche bedarf der Aufmerksamkeit des Kochs, verlangt, dass Zeit und Mühe aufgebracht werden, und erfordert immer wieder geübte Fertigkeiten, aber sie belohnt dafür auch mit sensationellen Geschmacksnuancen.»

Ich habe aus dem Buch gerade diesen grossartigen **Kokosnuss-Hühnerfleisch-Salat** zubereitet, dessen Zutaten mit ein bisschen Aufwand leicht zu bekommen sind. (Das ist, das sei dazugesagt, nicht bei allen Rezepten so einfach der Fall: Sie müssen sich also um verlässliche Quellen für Asiatika bemühen.)

Zutaten für 4 Personen: 250 ml Kokoscreme, 1 Prise Salz, 150 g Hühnerbrust, 1-2 EL Wasser oder Fond, 1 grosse Prise Palmzucker, 1 EL Fischsauce, ½ EL Limettensaft, 2 Stängel Zitronengras, sehr fein geschnitten, 3 rote Schalotten, in Scheiben geschnitten, 4 Kaffirlimettenblätter, sehr fein geschnitten, 1 EL fein geschnittener Pak Chi Farang (langblättriger Koriander, ersatzweise Koriander), 1 Handvoll Thai-Basilikumblätter, 1 EL gemahlene, geröstete Erdnüsse (falls gewünscht).

Für die Paste: 3 getrocknete lange rote Chilis, entkernt und gegrillt, 2 Knoblauchzehen, gegrillt und dann geschält, 1 grosse Prise Salz.

Zubereitung: Die Zutaten für die Paste nacheinander im Mörser zu einer glatten Paste zerreiben. (Das dauert ein bisschen. Geniessen Sie es.) Kokoscreme mit Salz in der Pfanne erhitzen, Hühnerbrust dazugeben und etwa 4 bis 5 Minuten ziehen lassen, bis das Fleisch gar ist. Falls die Kokoscreme sich absetzt, einige Esslöffel Brühe oder Wasser dazugeben. Huhn herausnehmen, abkühlen lassen und aufschneiden.

4 EL der Kokoscreme wieder zum Kochen bringen und die Paste einrühren. Mit Palmzucker, Fischsauce und Limettensaft abschmecken. Es soll kräftig, salzig, süss und sauer schmecken. Alle Zutaten bis auf die Erdnüsse untermischen. Servieren und, wenn gewünscht, mit den gerösteten Erdnüssen bestreuen.

Und ja, ich weiss: Klingt ein bisschen aufwendig. Ist aber eine verlässliche Pforte zum Glück.

Wem gehören die Bronzen von Benin?

Die ersten europäischen Museen haben damit begonnen, Kunstwerke zu restituieren, die zur Kolonialzeit aus dem heutigen Nigeria geraubt wurden. Doch wer genau bekommt die kostbaren Objekte nun? Eine Recherche von Zürich bis Lagos.

TEXT **BENEDIKT HERBER**
BILDER **MANNY JEFFERSON**

Der Prinz von Benin war geladen, um Raubkunst zu identifizieren, und so reiste er diesen Januar mit Bus und Bahn durch die Schweiz, nach Basel, Zürich und St. Gallen. Nie zuvor hatte der Kunsthistoriker das Land besucht, ein Visum ist unter normalen Umständen fast unerreichbar. Die Schweiz machte Eindruck auf den Prinzen: Es gefiel ihm, durch den Schnee zu stapfen, vom Zugfenster aus die Berge zu sehen und dass es zu jeder Mahlzeit einen Korb mit Brot gab. In Zürich in der Badenerstrasse entdeckte er ein Restaurant, benannt nach seiner Ur-ahnin, Königsmutter Idia, westafrikanische Küche. Er ass Erdnussuppe mit Fisch, und nachdem er die Inhaber darüber aufgeklärt hatte, dass er ein Prinz von Benin ist, ein Nachfahre der Idia also, da erzählte er bei nigerianischem Bier bis spätnachts aus seinem Leben.

Der Höhepunkt für den Prinzen aber war der Besuch im Zürcher Museum Rietberg. Als er erstmals die Kunst seiner Vorfahren in den Händen hielt. Es war jene Kunst, welche die Kolonialisten vor 126 Jahren aus dem

Rechts Prinz Patrick Oronsaye, der Onkel des amtierenden Königs von Benin. Dieser sagt, die Bronzen gehörten allein ihm selbst.

Rechte Seite Die meisten Bronzen, um die es geht, bestehen eigentlich aus Messing. So auch dieser Kopf eines Oba (König) aus dem Nationalmuseum von Benin.



DAS MAGAZIN N°33 — 2023

DAS MAGAZIN N°33 — 2023



Palast seines Urgrossvaters geraubt hatten, dem Oba Ovonramwen, König von Benin: aus Messing gegossene Köpfe seiner Ahnen, Skulpturen wilder Tiere oder Relieftafeln, auf denen historische Ereignisse abgebildet sind. In diesem Moment, sagt der Prinz, habe er sich alt gefühlt. Sehr alt. Dann schweigt er.

Der Prinz heisst Patrick Oronsaye, er ist Mitte sechzig und sitzt mir gegenüber am Rande von Benin City, Nigeria, im Büro des Waisenhauses, das seine Mutter einst gegründet hat. Auf dem Laptop klickt er durch die Fotos seiner Schweizreise, Betriebssystem Windows 7. Den wackligen Schreibtisch hat Western Union gespendet, am Fensterrahmen blättert der Putz, aus dem Innenhof dringt Kinderlärm.

Der Prinz erzählt, einer seiner Jungs aus dem Waisenhaus habe einmal gesagt, mit den Benin-Bronzen, die Deutschland und womöglich auch die Schweiz nun zurückgeben werden, kehre die Geschichte zurück. Das stimme. Es sei, als wären es seine Vorfahren selbst, die nach Hause kommen.

Nach Hause – für den Prinzen heisst das: in die Hände seines Neffen, des Oba Ewuare II. Der aus seiner Sicht einzig rechtmässige Besitzer.

Die Strafexpedition

Die Geschichte Benins endete im Jahr 1897. Damals schickten die Briten Soldaten in das Königreich, das im Süden des heutigen Nigerias lag und nicht mit dem gleichnamigen Nachbarland zu verwechseln ist, dem ehemaligen Dahomey, das später nach der Bucht von Benin benannt wurde. In einer sogenannten Strafexpedition wollten die Briten den Tod eines Kolonialbeamten rächen. Als die Soldaten durch den Dschungel gestreift waren und Benin erreichten, brannten sie den Königspalast nieder, schickten den Oba, den König, ins Exil und plünderten: neben Tonnen von Elfenbein bis zu 5000 Skulpturen, von deren Existenz die Soldaten zuvor nichts geahnt hatten und die später – obwohl mehrheitlich aus Messing gegossen – als «Benin-Bronzen» in die Geschichte eingehen sollten. Sie sind so detailreich und raffiniert gearbeitet, dass Kunsthistoriker sie heute mit Werken der italienischen



Oben Die Tradition der Benin-Bronzen ist bis heute lebendig, wird immer neu interpretiert und ist überall im Land präsent.

Unten Phillip Ihenacho auf der Baustelle des EMOWAA, eines Museums für die Kunst Westafrikas von Stararchitekt David Adjaye. Ihenacho, Ex-McKinsey-Mann, ist das Mastermind hinter dem Projekt.

Rechte Seite Das Nationalmuseum von Benin im Süden Nigerias. Sein Zustand ist nicht besser als jener des Nationalmuseums in der Metropole Lagos.

DAS MAGAZIN N° 33 – 2023

DAS MAGAZIN N° 33 – 2023



Renaissance vergleichen. Auf Auktionen erzielen sie Millionen.

Damals aber, zur Jahrhundertwende, als die Bronzen den europäischen Kunstmarkt fluteten, wurden sie von deutschen Museumsdirektoren und Schweizer Händlern für wenige Pfund gekauft und landeten dann in etlichen ethnologischen Sammlungen. Dort standen die allermeisten jahrzehntelang, allen Rückgabeforderungen der nigerianischen Regierung seit den Siebzigerjahren zum Trotz. Erst heute, befördert durch die Postcolonial Studies an den Universitäten, aber auch die «Black Lives Matter»-Bewegung, könnte sich daran etwas ändern.

Denn seitdem spricht die westliche Welt über ihre Kolonialschuld – und auch die Schweiz, die selbst keine Kolonien hatte, stellt sich Fragen. Denn selbst wenn man die Kunst rechtmässig erworben hat, so wurde sie doch zuvor in den meisten Fällen geraubt. Und ist man bei Hehlerware nicht verpflichtet, sie den Bestohlenen zurückzugeben?

In diesem Sinne entschied im Juli 2022 die Bundesregierung Deutschlands nach langen Verhandlungen: Alle Bronzen, die sich in deutschen Museen befinden – mehr als 1100 Objekte – sollen an Nigeria zurückgegeben werden. Und auch Schweizer Museen verkündeten, offen zu sein für die teilweise Restitution der insgesamt 96 Werke, die auf acht Museen im Land verteilt sind. Im Rahmen der Benin Initiative wurden auch nigerianische Experten zurate gezogen, um festzustellen, welche der Werke während der Strafexpedition geraubt worden waren. Darunter Patrick Oronsaye, der Prinz. Das Ergebnis: Bei 21 sei der Fall klar, bei 32 naheliegend, dass sie aus dem Raubgut stammen. Die 43 weiteren waren offenbar auf nicht gewaltsame Weise über den Kunstmarkt in die Schweiz gelangt. Nun müssen noch Städte, Stiftungen und Kantone der Rückgabe zustimmen.

Damit könnte die Geschichte der Benin-Bronzen ein versöhnliches Ende nehmen. Denn die Rückgabe der Bronzen wäre zwar keine Wiedergut-

machung für das Leid. Aber es wäre zumindest ein Eingeständnis der Schuld. Ein symbolischer Sieg der Gerechtigkeit. Nur gibt es offene Fragen, vor allem diese eine: An wen genau gibt man die Bronzen zurück?

Schuldfragen

An der Bürodecke im Waisenhaus rotiert der Ventilator. Und auch der Prinz wirbelt mit seinen Armen, als er über die ruhmreiche Geschichte des Königreichs Benin spricht. Er ist ein geborener Erzähler: Mal senkt er die Stimme und flüstert, als wollte er andeuten, dass man nun genau hinhören müsse, um die Feinheiten seiner Worte zu erfassen. Er erzählt dann davon, wie das Königreich Benin in der Blüte seiner Macht über Jahrhunderte hinweg gleichberechtigt mit den Europäern Handel führte, erst mit den Portugiesen, dann mit den Niederländern, mit den Franzosen, mit den Briten. Dann zieht der Prinz das Tempo an, wird lauter und lauter, je näher er dem Unglück

Warm oder heiss duschen?



Ich bin Warmduscher. Heisses Wasser mag ich nur in meinem Tee, überall sonst habe ich Angst davor. Wenn ich in eine mir fremde Dusche steige, beginne ich immer kalt und steigere mich dann ganz langsam in Richtung lauwarm – um einen Puffer zu haben, falls die Temperatur plötzlich ansteigt. Panisch bin ich schon aus Hotel-duschen gesprungen, wenn aus dem warmen Riesel plötzlich ein kochender Schauer wurde, und heiss und kalt wird mir bei dem Gedanken an die gefährlichen Hebelarmaturen, die mit einer einzigen unachtsamen Armbewegung die Körperpflege zu einer infernalischen *Körpervernichtung* werden lassen. Auch der letzte Camping-urlaub stimmte mich allabendlich verdriesslich, weil die Duschen keinen Temperaturregler hatten. Und während die unsensiblen Dickhäuter in den Kabinen links und rechts von mir schnaubend ihr eigenes Fleisch in den dampfenden Kabinen sotten, stand ich, verschwitzt, verstaubt und ratlos, vor der Horrorbrause und sehnte mich nach ein wenig Wärme.

SVEN BEHRISCH

Oft gibt es in Filmen eine Szene, in der eine Figur müde nach Hause kommt. Es war ein anstrengender Tag, das wissen wir als Zuschauer:innen schon, wenn wir sehen, wie die Figur ausatmet, nachdem sie die Haustür hinter sich geschlossen hat, wie sie ihren Mantel auf den Stuhl im Gang wirft, wie sie sich die Schuhe eilig abstreift und die Schultertücher – «phuuu...» – ein wenig tiefer hängen lässt. Und was passiert dann? Genau, die Figur geht unter die Dusche, und zwar unter eine heisse Dusche, denn sobald wir das Wasser laufen hören, sehen wir auch schon einen beschlagenen Badezimmerspiegel, vielleicht sogar die beschlagene Duschkabine oder ein paar beschlagene Badezimmerecken. Jedenfalls beschlagen, jedenfalls Dampf. Denn der Dampf signalisiert Entspannung, denn Entspannung kommt am besten durch eine heisse Dusche, und die produziert eben Dampf. So geht der Kreis der Relaxation, den sich Filmregisseur:innen zunutze machen und den auch ich mir zunutze mache, wenn ich zum Beispiel nach einem anstrengenden Tag nach Hause komme und den Mantel auf den Stuhl im Gang werfe, die Schuhe abstreife und...

SIMONA PFISTER

kommt, jener Strafexpedition vor 126 Jahren.

Er erzählt, wie ein Kolonialbeamter – ein Mann namens James Robert Phillips – plante, den Oba zu putschen, um sich unbeschränkten Zugriff auf das Palmöl Benins zu sichern; wie Phillips und sein Gefolge von Chiefs des Königs ermordet wurden; wie daraufhin die Raketen vom Himmel fielen, die Briten dem Oba schwere Ketten an die Handgelenke schraubten. Besonders laut wird der Prinz aber, als er über den Vorwurf des Sklavenhandels spricht, den afroamerikanischen Aktivistinnen kürzlich gegen das Königreich erhoben, indem sie es als Kollaborateur und Profiteur der Kolonialisten angeprangert haben. Diese Anschuldigungen seien falsch, und dann brüllt er fast: «Diese Leute sollten ihre Geschichtsbücher lesen.»

Zu «diesen Leuten» gehören die Aktivistinnen und Juristen der US-amerikanischen Restitution Study Group. Diese fordert, die Rückgabe der Benin-Bronzen zu stoppen – zumindest jener, die ab dem 15. Jahrhundert hergestellt wurden. Denn von da an habe das Königshaus Benin Menschen, die nach Überfällen auf Nachbarstaaten versklavt worden seien, nach Europa verkauft. Dafür habe es sogenannte Manillen erhalten, Armreife aus Messing, die als Tauschwährung fungierten. Diese wiederum seien eingeschmolzen worden, um die Benin-Bronzen herzustellen.

Und so könnte die Opfergeschichte gleichzeitig auch eine Tätergeschichte sein: Das Blut, das an den Bronzen klebt, haben womöglich nicht nur die britischen Kolonialisten verschuldet, sondern auch die Eliten Benins.

Doch das ist nicht alles: Ende Februar schrieb die Schweizer Ethnologin Brigitta Hauser-Schäublin in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», ein Grossteil der Bronzen, die sich bereits vor der Rückgabe im National Museum der nigerianischen Metropole Lagos befunden hatten, seien von Kunstdieben gestohlen worden – das schliesst sie aus den lückenhaften Beständen im Onlinekatalog des Museums. Wie Äusserungen der Museumsleitung aus den Achtzigern vermuten lassen, sollte es eigentlich die drittgrösste Benin-Sammlung der Welt be-

wahren, 400 bis 500 Objekte. Heute befänden sich dort aber nur 80 Bronzen.

Sollen Schweizer Museen unter diesen Voraussetzungen die Bronzen zurückgeben – an einen mutmasslichen Täterort, an dem die Kunstwerke, die hierzulande sorgsam aufbewahrt und präsentiert wurden, zu leichter Beute für Diebe werden?

Ein Sanatorium für die Kunst

Fährt man in der Megacity Lagos mit ihren sechzehn Millionen Einwohnern einen der vielspurigen Boulevards der Reichenviertel entlang, vorbei an Palmen und Hochhäusern mit Luxusappartements, taucht irgendwann das Monstrum eines Shoppingcenters mit neoklassizistischer Säulenfront am Strassenrand auf. Fast übersieht man den in die Jahre gekommenen Betonbau daneben: das National Museum. Nachdem wir unter einem Mango-baum geparkt und den Eintrittspreis von 1000 Naira (knapp einem Franken) bezahlt haben, begrüßen uns im Innenhof blühende Hecken. Doch drinnen hängen nackte Glühbirnen von der Decke, einige Kunstwerke stehen im völligen Dunkel. Um die Sicherheit scheint es nicht besser bestellt zu sein als um die Beleuchtung: Lediglich Plexiglasscheiben schützen vor Diebstahl, eine Alarmanlage gibt es nicht, Kameras kaum.

Aus dem Zustand des Museums kann man jedoch nicht auf die Sinnhaftigkeit der Rückgabe schliessen. Zwar sind immer wieder einmal Werke aus Lagos auf dem europäischen Kunstmarkt aufgetaucht, einmal wurden sogar Sicherheitskräfte des Museums als Diebe überführt; das Argu-

ment, die restituierten Bronzen würden zur Plünderung in Lagos freigegeben, ist trotzdem falsch. Denn die Bronzen kommen gar nicht ins Nationalmuseum nach Lagos, sondern dort hin, von wo die Briten sie einst geklaut haben. Doch auch dieser Ort birgt seine Probleme.

Benin City liegt eine Flugstunde von Lagos entfernt, umschlungen von etlichen Hektaren Regenwald. Zweieinhalb Millionen Menschen leben hier im Süden Nigerias, weitestgehend verschont vom Terror der Islamisten-gruppen und Milizen, der weite Teile des Landes erschüttert. Die meisten Einwohner gehören dem Volksstamm der Edo an. Die Edo sind eine von insgesamt etwa 250 ethnischen Gruppen in Nigeria, die erst durch den Kolonialismus zu einem Nationalstaat vereint wurden. Die meisten dieser Gruppen besitzen ihre eigene Sprache und ihr eigenes Oberhaupt. Im Falle der Edo ist es der Oba von Benin.

Das Zentrum von Benin City bildet ein Kreisverkehr mit einem riesigen Reklameschild. Rundherum drängen verbeulte Limousinen, feilschen Mütter mit Kind auf dem Arm um ein Bündel Bananen, balancieren Strassenverkäufer Wasserflaschen oder Tablets mit Pouletschenkeln auf ihren Köpfen. Eine Strasse weiter: die dicken Betonmauern des Königspalastes, der 1914 wieder aufgebaut wurde, als die Briten mit Eweka II. erstmals wieder einen – jedoch völlig entmachteten – Oba zuließen. Von dort aus sind es nur wenige Fussminuten Weg zu dem Ort, der bis vor kurzem als Europas Hoffnung für die Zukunft der Benin-Bronzen galt und alle Kritiker zum Schweigen bringen sollte: die Baustelle des

Edo Museum of West African Art, kurz EMOWAA.

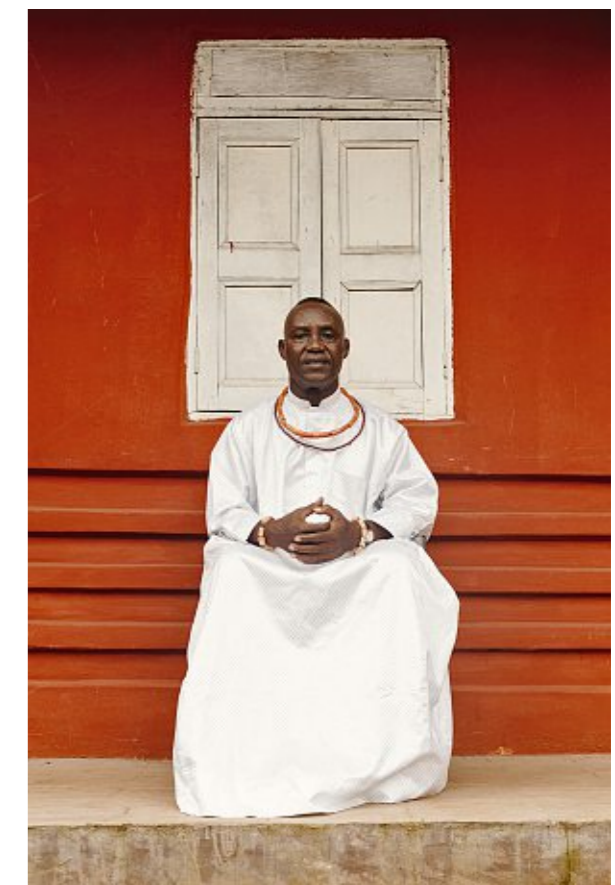
Privat finanziert, geführt von einem erfahrenen Kuratorenteam und erbaut von dem britisch-ghanaischen Stararchitekten David Adjaye, soll es zu einem kulturellen Leuchtturm Westafrikas werden. Das Gesicht des Projekts ist Phillip Ihenacho. Der 57-Jährige ist Geschäftsführer des EMOWAA Trust, der Stiftung hinter dem geplanten Museum, finanziert von internationalen Grossstiftungen wie der Ford Foundation oder der Open Society Foundation von George Soros. Vor kurzem habe hier, auf dem Gelände der Baustelle, noch ein Spital gestanden, sagt Ihenacho. Nach Bau-beginn sei es provisorisch ein paar Strassen weitergezogen. Aus seiner Sicht ist der Abriss kein Verlust: «Es war ein Desaster. Da wolltest du nicht hinkommen, wenn du krank warst.»

Der Zustand des einstigen Spitals stehe sinnbildlich für die Gesamtsituation seines Landes, sagt Ihenacho: «Früher sind wir mit der Hoffnung aufgewachsen, dass die Dinge besser werden.» Er selbst lebte als Kind einer britischen Mutter und eines nigerianischen Vaters in Lagos. Zum Studieren ging er in die USA, nach Yale und Harvard, kam nach einer Zwischenstation bei McKinsey aber zurück nach Nigeria, um in der afrikanischen Finanzbranche Karriere zu machen. Heute pendelt er zwischen London, Lagos und Benin City. Er sei wiedergekommen, um sein Land voranzubringen, sagt er. Denn Korruption und Misswirtschaft hätten dazu geführt, dass vieles viel schlechter funktioniere als früher. Die öffentliche Verwaltung, die Infrastruktur, das Gesundheits- oder das Bildungswesen – alles sei marode.

Der Benin-Effekt

Wenn Ihenacho von seinen Museumsplänen erzählt, dann klingt er ähnlich leidenschaftlich wie Patrick Oronsaye, der Prinz – nur dass er lieber die Zukunft ausmalt als die Vergangenheit. Das EMOWAA soll mehr sein als ein Museum: In einem Pavillon sollen Kunstwerke zukünftig gelagert und wissenschaftlich untersucht werden, ein Kreativquartier wird dereinst Künstlerinnen und Künstler aus der

Sollen Schweizer Museen die Bronzen zurückgeben – an einen mutmasslichen Täterort, an dem die Kunstwerke zu leichter Beute für Diebe werden?



ganzen Welt beherbergen und ein künstlich angelegter Dschungel Entspannung vom hektischen Stadtleben bieten. Das Museum selbst orientiert sich an der traditionellen Architektur Benins: Gebaut aus Lehm, wird das Gebäude mit etwas Abstand aussehen wie zu Türmchen geschichtete Korkpaletten.

Die Idee des EMOWAA: Kunst von der gesamten afrikanischen Westküste gesammelt auszustellen. Das Highlight wären die Benin-Bronzen gewesen. Das jedenfalls behaupteten schon bald Medien weltweit. Es klang auch so gut: ein hochmoderner Bau, erdacht von zwei Kosmopoliten, unter deren Aufsicht man sich über die Sicherheit der Objekte keine Sorgen machen musste. Vor allem aber wären die Bronzen in

der Obhut eines transparent agierenden Trägers gewesen und nicht in der des Königshauses von Benin, das im Verdacht steht, sich am Sklavenhandel der Europäer bereichert zu haben.

Es klang zu gut.

Am 11. Mai 2021 veröffentlichte eine nigerianische Zeitung ein Statement des königlichen Hofes von Benin: Der Oba sei der einzig legitime Eigentümer der königlichen Kunst, da die

DAS MAGAZIN N°33 — 2023

DAS MAGAZIN N°33 — 2023

Oben Der Eingang zur Igun Street in Benin City, eine Art königliche Manufaktur, wo bis heute Benin-Bronzen gefertigt werden.

Oben rechts Figuren und Köpfe aus der Igun Street.

Rechts Der «Chief» ist eine Art König der Igun Street und Bewahrer eines ungeheuerlichen Schatzes.

Bronzen aus seinem Palast geraubt worden seien. Jeder, der das anders sehe, sei ein Feind und arbeite gegen die Interessen des Königreichs.

Im März dieses Jahres folgte die Ankündigung des scheidenden nigerianischen Präsidenten Muhammadu Buhari: Die restituierten Bronzen gehen zurück an den Oba von Benin, in seinen Privatbesitz. Der plant mittlerweile ein eigenes, royales Museum. Eine Baustelle existiert, gebaut wird noch nicht. Denkbar, dass die Bronzen im Königspalast landen, abgesichert von der Öffentlichkeit.

Auf mehrmalige Interviewfragen reagierte der Oba nicht – dafür sein Onkel, Prinz Oronsaye. Als Mitglied der royalen Familie fungiert er als Sicherheitschef des Oba und hat einen direkten Draht zu ihm. Was er über das EMOWAA-Projekt denkt? «Es gibt nur ein Wort dafür: Ignoranz», antwortet er. Und redet sich wieder in Rage: Da komme ein Mann von der anderen Seite des Flusses – er meint Ihenacho, der aus dem Norden Nigerias stammt – und bringe einen Ghanaer mit – den Architekten David Adjaye –, der ihnen zeigen wolle, wie man hier zu bauen habe. Der Prinz ist sichtlich empört. «Unser architektonisches Wissen geht tausend Jahre zurück!»

Ihenacho wusste, dass seine Stiftung von der Kooperationsbereitschaft von Staat und König abhängig war. Aber seit er 2019 vom Gouverneur von Edo in die Benin Dialogue Group geholt wurde, in der Kuratoren westlicher Museen mit nigerianischen Vertretern über die Rückgabe verhandeln, sei ihm klar geworden, dass es dem Staat hinten und vorne an Geld fehle, um sich anständig um seine Werke kümmern zu können – nicht nur um zukünftig zurückgegebene, auch um die, die schon hier seien. Um dem unterfinanzierten Staat unter die Arme zu greifen, habe er die Stiftung gegründet. Es sei aber von Anfang an um Kunst im Allgemeinen gegangen, nicht allein um die Benin-Bronzen.

Unterhält man sich mit Ihenacho, merkt man, dass er auf Benin City blickt wie auf einen Freund, der etwas aus sich machen könnte, würde er sich mal neue Kleider kaufen und den Bart

abrasieren. Da sind verstopfte Strassen und heruntergekommene Hotels, aber auch eine Stadtmauer, die mit 16'000 Kilometern einmal die längste der Welt war, länger als die Chinesische Mauer, und von der nur noch ein mit Gestrüpp überwuchertes Graben übrig ist. Ihenacho sieht, wenn er auf Benin City blickt, eine lebendige Künstlerszene, die das Erbe der Benin-Bronzen weiterlebt und weiterentwickelt. Kurz: Ihenacho, der McKinsey-Mann, sieht Potenzial.

Die Benin-Bronzen sind für ihn der Katalysator, dieses Potenzial endlich zu nutzen: Sie sollen Touristen in die Stadt holen, Jobs schaffen, so wie es in der baskischen Stadt Bilbao mit dem Guggenheim-Museum geschah.

Ihenacho sagt, für den Westen ende die Geschichte mit der Rückgabe der Bronzen. Dann könnten die Verantwortlichen sagen: «Schaut her, was für gütige Menschen wir sind» – und nebenbei noch Lagerungskosten sparen. «Für uns aber beginnt die Geschichte erst jetzt. Wir müssen uns fragen: Wie können wir das Maximum aus den Bronzen herausholen?»

Die Duplikate der Igun Street

Diese Frage wird zukünftig allein der König beantworten dürfen – und das, obwohl die restituierten Bronzen explizit an den nigerianischen Staat übergeben wurden. Natürlich muss das nicht bedeuten, dass sich der Oba an den Bronzen bereichern will; es ist durchaus möglich, dass er nur das Wohl der Bürger im Blick hat. Und trotzdem: Sollte das kollektive Erbe einer Hochkultur nicht der nigerianischen Allgemeinheit gehören so wie die Kunstwerke, Schlösser und Parks in vielen europäischen Ländern? Dann könnte die nigerianische Regierung selbst entscheiden, mit wem sie kooperiert, um das Gemeinwohl zu mehren.

Aber dürfen europäische Länder, die nigerianisches Raubgut in ihren öffentlichen Sammlungen haben, die Restitution überhaupt an solche Fragen knüpfen? Darf es eine Rolle spielen, was der nigerianische Staat mit den Kunstwerken macht? Michaela Oberhofer, Kuratorin der Afrika-Abteilung des Museums Rietberg in Zürich, warnt vor Bevormundung – auch wenn es um die Art und Weise geht, wie die Werke zukünftig ausgestellt werden.

«Es existieren Formen des Konservierens, die von unserer eurozentrischen Sicht abweichen», sagt sie. Die meisten Museen in Afrika seien aus dem Kolonialismus hervorgegangen. Ein Land wie Nigeria benötige deshalb die Freiheit, neue Konzepte auszuprobieren. Eigene Konzepte. Denkbar wären Museen, bei denen Objekte etwa mit spirituellem Hintergrund hin und wieder aus den Ausstellungsräumen geholt würden, um sie bei Ritualen zu nutzen. Bei der Suche nach Antworten wolle das Rietberg Museum unterstützend mitwirken. Bedingungen stellen werde man allerdings mit Sicherheit nicht.

Es gibt jedoch neben den Fragen der Sicherheit, des Eigentümers und des rechten Aufbewahrungsorts noch ein ganz anderes Argument, das für die Restitution der Bronzen nach Benin City spricht. Es ist die Informations- und Deutungshoheit über die eigene Geschichte. Denn mit den Bronzen ging Benin nicht nur eine riesige Zahl wertvoller Kunstwerke verloren, sondern auch ein, vielleicht das zentrale Zeugnis seiner Vergangenheit. Entsprechend eindeutig ist auch das Bild, das sich ergibt, wenn wir mit Künstlern, Historikern oder Taxifahrern in Benin City sprechen. Egal mit wem wir reden, fast immer heisst es: Keine Frage, die Bronzen gehören dem Oba!

Um zu verstehen, welche Bedeutung die Bronzen für das kulturelle Gedächtnis an diesem Ort haben, reisen wir in die Vergangenheit des Königreichs. Von der EMOWAA-Baustelle fahren wir über die kerzengerade Hauptstrasse, die einst die Portugiesen errichtet haben sollen, bis schliesslich ein Torbogen auftaucht: «Gilde von Benin: Bronzegiesser – Weltkulturerbe», steht dort in dicken Lettern geschrieben. Die Igun Street.

Hinter dem Bogen reihen sich Wellblechverschlüsse aneinander, in denen Künstler über offenem Feuer Messing erhitzen und auf eine jahrhundertealte Familientradition zurückblicken. Die Männlichkeitsform «Künstler» ist hier nicht generisch gemeint: Frauen sind aus der Giesser-Gilde der Igun Street ausgeschlossen.

Die Nähe der Igun Street zum Königspalast ist kein Zufall. Man kann die Strasse vielleicht mit den königlichen Manufakturen in Europa vergleichen:

Die Giesser arbeiteten ausschliesslich für den König. Ihr Daseinszweck war es seit jeher, Kunst für den Palast zu schaffen. Denn auch das ist Teil der Wahrheit: Ohne den König gäbe es die Benin-Bronzen gar nicht.

«Setzt euch und wartet», sagt der Junge im «Original Gangster»-T-Shirt und deutet auf die beiden Plastikstühle auf der Veranda. Der Chief, das lebende Gedächtnis der Igun Street, komme gleich. Hupende Autos brettern die Igun Street hinunter, nach fünf Minuten öffnet ein Mann Mitte sechzig in grauem Kaftan die Tür des Wohnhauses und geht in gravitatischer Langsamkeit auf die Gäste zu. Der Junge verbeugt sich. «Ich zeige euch etwas», sagt der Mann, dessen Name vielleicht K. O. Inneh lautet, aber von allen als Zeichen der Verehrung nur «Chief» genannt wird.

Er sperrt eine Plexiglastür zu einem Verschluss auf, der mit «The Gallery» überschrieben ist. Drinnen ein Holzregal, mit Bleistift nummeriert, 15, 16, 17. Auf dem Regal stehen Bronzen, etliche Bronzen – filigrane Relieftafeln mit Flötenspielern, Köpfen, Hühnern. Man glaubt, man habe sie schon mal irgendwo gesehen, auf Abbildungen in Büchern und Zeitungsartikeln. Hergestellt von seinen Vorvätern, sagt der Chief, viele seien mehrere Hundert Jahre alt. Denn damals hätten sie die Bronzen in doppelter Ausführung gegossen: einmal für den Palast, einmal für sich selbst.

Mehrere Jahrhunderte Familiengeschichte, Duplikate der verlorenen Raubkunst, dicht gedrängt auf wenigen Quadratmetern. Wenn es stimmt, was der Mann behauptet, müssen sie

Hunderttausende, wenn nicht Millionen wert sein. Doch verkaufen wollte der Chief sie nie.

Er sagt, es gebe zwei Gruppen von Kunstwerken. Zum einen jene mit religiöser Bedeutung. Solche stehen bei ihm in einem Schrein: Bronzeköpfe oder Rasselstäbe, einer für jeden verstorbenen Ahnen. Sie machen die Minderheit der Objekte aus. Viel häufiger sind jene, die historische Ereignisse dokumentieren. Auf Relieftafeln sind Kriege gegen Nachbarstämme abgebildet oder Beziehungsgeflechte am Hof. Und bei den Skulpturen von Männern mit Musketen und spitzen Helmen handelt es sich um Portugiesen – die ersten Europäer in Benin.

Es sind die Geschichtsbücher einer Zeit, als in Benin noch keine geschriebene Schrift existierte. «Mit den Bronzen hat man uns unsere Geschichte gestohlen», sagt der Chief. Und was sei das, ein Volk ohne Geschichte?

Das Ende der Geschichte?

An einem anderen Ort in Benin City, eine halbe Autostunde von der Igun Street entfernt, versucht eine kleine Gruppe seit Jahrzehnten, diese Geschichte wiederzubeleben. Um dorthin zu gelangen, lassen wir den Trubel der Märkte hinter uns, auf denen unter Sonnenschirmen Ziegen, Hühner und SIM-Karten angeboten werden, fahren an etlichen Baptistenkirchen vorbei, um schliesslich gegenüber einer geschlossenen Textilfabrik das Institute of Benin Studies zu erreichen. Im Garten vor dem Institut, einem Betonbungalow, riecht es nach gemähtem Gras, und an den Mauern flitzen bunte Eidechsen entlang. Das Institut besteht aus zwei Räumen: Im einen sit-

zen ein paar Studenten und lesen in angelegten Büchern; der andere beherbergt eine Bibliothek – circa 1250 Werke umfasst sie, hinter Drahtgittern geschützt.

Es ist die einzige Bibliothek, die sich mit der Geschichte des Königreichs Benin auseinandersetzt. Ge gründet wurde das Institut von einem Marinennavigator, der in den 1990ern vom Oba beauftragt wurde, eine Erinnerungsfeier zum Gedenken an die Invasion zu planen – und dabei feststellte, dass es kaum Informationen darüber gab. Also begann er, jedes Buch zum Thema zu kaufen, das er nur finden konnte.

Mittlerweile wird das Institut von dem Historiker Godfrey Ekhaton geleitet, ein kräftiger Mann mit kräftiger Stimme, der sich für jede ihm gestellte Frage höflich bedankt. Er betätigt sich nebenbei im Digital Benin Project, in dem europäische und nigerianische Experten Bronzen-Sammlungen weltweit katalogisieren. Von jenem Projekt, bei dem zwischen den knapp 500 angeblich vorhandenen und den 80 digital zugänglichen Objekten eine erhebliche Lücke klafft, leitete die Ethnologin Brigitta Hauser-Schäublin ab, die Werke seien systematisch aus dem Museum in Lagos gestohlen worden – ein Vorwurf, den Ekhaton für «zynisch» hält: Man habe aus Zeitmangel noch nicht alles digitalisieren können – was nicht heisse, dass die Werke verschwunden seien.

Ekhaton hat sich im Schatten eines grossen Avocado baumes niedergelassen, das Gespräch dreht sich um die Studienergebnisse eines deutschen Biochemikers, der herausgefunden haben will, dass das Messing der Benin-Bronzen vom Rhein stamme. Die Portugiesen hätten es dann nach Benin gebracht – in Form von Manillen, also Messingringen, im Tausch gegen Sklaven. Ekhaton sagt, er habe lachen müssen, als er davon las: «Es ist ein fundamentaler Fehler anzunehmen, es habe vor den Portugiesen in Benin kein Messing gegeben.» Das Metall habe auch in Afrika existiert, und Benin, dieses mächtige Königreich, habe Handelsbeziehungen bis nach Ägypten gepflegt. Benin, so viel sei sicher, habe Europa nicht gebraucht für seine

Mit den Bronzen ging Benin nicht nur eine riesige Zahl wertvoller Kunstwerke verloren, sondern das vielleicht zentrale Zeugnis seiner Vergangenheit.

Bronzen. Nicht gebraucht, um Zivilisation zu entwickeln.

Nun kann es durchaus sein, dass die Menschen in Benin schon vor der Ankunft der Portugiesen Zugriff auf Messing hatten. Nur: Dass der Manillenhandel ab dem 15. Jahrhundert der Bronzekunst einen grossen, vielleicht den entscheidenden Schub gegeben hat, lässt sich kaum bestreiten. In der Digital-Benin-Datenbank jedenfalls finden sich für die Zeit davor gerade einmal zwei Objekte – von über 5000.

Dieses eher selektiv anmutende Geschichtsbild teilt Ekhatör mit Patrick Oronsaye, dem Prinzen. Hunderte Menschenopfer, von denen die Briten nach dem Einmarsch in Benin berichtet haben? Propaganda, antwortet Ekhatör. Wenn überhaupt, habe es Hinrichtungen von Verbrechern gegeben. Sklavenhandel? Unbedeutend, antwortet der Prinz. Vielleicht 0,001 Prozent der europäischen beziehungsweise amerikanischen Sklaven seien aus Benin. Denn der Oba habe bereits 1516 den Sklavenhandel im ganzen Königreich abgeschafft, weil die Edo ihre Arbeitskräfte selbst benötigten. Und die Manillen, aus denen Bronzen gegossen wurden? Die habe Benin für Textilien erhalten, nicht für Sklaven.

Viele Fragen, so viel ist klar, werden sich wohl nie endgültig klären lassen. Denn sieht man von mündlichen Überlieferungen ab, stammen die Berichte dieser Zeit von Europäern, in Benin gab es keine Schrift. Die historischen Dokumente der Europäer wiederum sind verzerrt durch rassistische und koloniale Vorurteile, und es gibt wenig neue Forschung zu dem Thema. Aber: In Oronsayes Behauptung, der Oba habe den Sklavenhandel abge-

schaft, steckt mit ziemlicher Sicherheit zumindest eine Teilwahrheit. Im gut recherchierten Übersichtsbuch «Benin and the Europeans» des Historikers Alan Frederick Charles Ryder etwa heisst es, 1516 habe der Oba den Handel nach Geschlechtern unterschieden, wobei Männer nur noch selten verkauft wurden. Dadurch verlagerte sich der Sklavenhandel auf andere westafrikanische Länder, etwa Ghana oder das heutige Benin. Ab dem 18. Jahrhundert habe er aber im Königreich wieder zugenommen.

Die Heilung

Seit klar ist, dass die Bronzen zurück nach Benin gehen, wird die verschüttete Geschichte Stück für Stück freigelegt. Ihenachos EMOWAA-Stiftung schickt Lehrer in Schulklassen, um die Schüler über die Vergangenheit aufzuklären. So beginnt allmählich eine Auseinandersetzung mit der Frage, wo man herkommt. Wer man eigentlich ist. Und wo man hinwill. Nicht jedem gefällt, was dabei herauskommt – aber immerhin: Es gibt eine Diskussion darüber, was war und was daraus folgt.

Für Ihenacho ist klar, wohin diese Diskussion führen muss: «Nicht nur in Benin, in ganz Westafrika ist nun der Zeitpunkt gekommen, sich einzugesetzen: Ja, wir haben am Sklavenhandel mitgewirkt», sagt er. Nur so könne es eine Heilung geben zwischen den Afrikanern hier und jenen in der Diaspora, den Nachfahren der Sklaven, die vor allem in den USA gegen die Restitution Stimmung machen. Die Benin-Bronzen haben das Potenzial, den Blick auf die eigene Vergangenheit zu schärfen – und damit auf die eigene Identität. Mit den historischen Bron-

zen, egal wo in Nigeria sie letztlich landen, kehrt kein totes Kulturgut zurück, sondern ein Konglomerat sehr aktueller Fragen. Die Begegnung mit jedem der Beteiligten hat gezeigt, dass mit der Rückgabe der Werke nicht nur materielle Gerechtigkeit hergestellt wird, sondern man dem Land auch die Chance restituert, sich zu seinem Erbe zu verhalten und darauf aufzubauen. Natürlich ist darin das Risiko des Scheiterns inbegriffen. Aber kann man, was die Behandlung der Bronzen angeht, stärker scheitern, als es Europa die längste Zeit getan hat?

Auf seiner Veranda erzählt der Chief den Gästen zum Abschied noch eine Geschichte. Er habe einmal das Weltmuseum in Wien besucht. Hinter einer dicken Glasscheibe entdeckte er eine seiner Bronzen – genau dieselbe, die hier hinten in seiner Kammer steht. Er wollte ein Foto machen, dann seien aber zwei Security-Männer auf ihn zugegangen und hätten ihn ermahnt: «Keine Fotos!» Das sei doch verrückt, sagt der Chief. «Dass ich meine eigene Kunst nicht fotografieren darf.» DM

Natürlich ist in der Restitution das Risiko des Scheiterns inbegriffen. Aber kann man, was die Behandlung der Bronzen angeht, stärker scheitern, als es Europa die längste Zeit getan hat?



Bei Zudringlichkeiten anderer, das eigene Grundstück betreffend, rät die Autorin zur sanften Gewalt der juristischen Sprache.

Irren ist ein Willensmangel

Der Investor auf dem Nachbargrundstück ist ein gewaltiger Idiot, weil er die Grenzmarkierung zu unserem Garten verschoben hat. Im Juristendeutsch darf man das aber nicht sagen, wenn man gegen Idioten Erfolg haben will.

TEXT SIBYLLE SEVERUS

Das lustvolle Jammern im Kreis der Freunde, dieses Gefühl von Geborgenheit vor einem gefüllten Glas, es ist mir verdorben. Meinen prallen, bildhaften Schimpfwörtern kommen neuerdings juristische Begriffe in die Quere; Begriffe, die wüste Tiraden verbieten gegen einen Investor, der bei Nacht und Nebel den Marknagel (die Grenzmarkierungen unseres grosselterli-

chen Gartens) versetzt hatte. Wir wüteten also und brachten die Sache augenblicklich vor Gericht.

Wir – schlimmer: auch ich – wurden dadurch zu einer *Mandantschaft*. Ich bin seither der nicht genannte Teil dieser Mandantschaft, eine Erben-gemeinschaft, ohne eigenen Namen oder Geschlecht oder andere Kennzeichen.

Auch sind wir, die namentlich nicht Genannten, nicht die Mandantschaft eines einzelnen, leibhaftigen Anwalts oder einer Anwältin, sondern die einer *Kanzlei*. So wie viele einzelne Hühner eine Eierfarm bilden, die Eigentum einer *Errungenschaftsgemeinschaft* sein könnte. —>

Der Gesetzgeber erfand Bezeichnungen, die Emotionen, echte nasse Tränen und den Wunsch, den Widersacher niederzuschreiben oder auf der Stelle zu töten, im Keim ersticken.

Unsere Kanzlei verteidigt ihre Mandantschaft gegen einen *Kontrahenten*, der unser Feind ist und ebenfalls kein Einzelner sein muss. Er kann Bestandteil einer *körperschaftlich organisierten Personenverbindung* sein, also eine juristische Person. Konsequenterweise entfällt bei so viel Entfremdung im Schriftverkehr das Subjektpronomen «Ich», wie es auch im Vaterunser oder bei den Primaten nicht vorkommt. Und der eigene Grund und Boden wird zum *streitbetroffenen Objekt*.

Der Gesetzgeber erfand Bezeichnungen, die Emotionen, unlogisches Denken, echte nasse Tränen und den Wunsch, den Widersacher niederzuschreiben oder auf der Stelle zu töten, im Keim ersticken. Das geschieht zu einem Preis, zu dem die Umbenennung scheinbar eindeutiger Begriffe gehört. Beispiel: irren.

Jeder Mensch weiss, was das ist: irren.

Falsch! Irren ist ein *Willensmangel*. Und es gilt, zwischen einem *erheblichen* und einem *unerheblichen* Willensmangel zu unterscheiden. Falls Sie eine Kuh kaufen, von welcher der Verkäufer verspricht, dass sie viel Milch gibt, die aber in Ihrem Stall nur drei Liter zustande bringt, ist das ein unerheblicher Willensmangel des Verkäufers.

Kaufen Sie jedoch eine Kuh zum Zweck der Zucht, und diese ist gebärungsfähig, ist das ein erheblicher Willensmangel.

Hätte man die Kuh unter *Eigentumsvorbehalt* gekauft, so liessen sich die Wut, der Irrtum und das Kuhgeschäft rückabwickeln, doch im Vieh-

handel ist jeder Eigentumsvorbehalt ausgeschlossen. Was ein Eigentumsvorbehalt ist, steht unter Paragraf 715 im Zivilgesetzbuch; eine Lektüre, die Zornigen zur Beruhigung zu empfehlen ist. Alle Rachsucht verraucht, und man fühlt sich wie taub. Schwammige Begriffe wie *die Hände in Unschuld waschen* kommen in dem so präzisen Gesetz nicht vor. Denn wer handlungsfähig ist, hat auch die *Urteilsfähigkeit*.

Urteilsfähig im Sinne des Gesetzes wiederum ist jede/r, der/dem es nicht wegen ihres/seines Kindesalters, einer Geisteskrankheit, Trunkenheit oder ähnlicher Zustände an der Fähigkeit mangelt, vernunftmässig zu handeln. Nur wer nicht urteilsfähig ist, vermag vorbehaltlich gesetzlicher Ausnahmen – durch seine Handlungen keine rechtliche Wirkung herbeizuführen.

NOCH sind wir handlungsfähig!

Wir sind also gut beraten, unseren Kontrahenten (zugegeben, ein ausgezeichneter Handballer) nicht zu vergiften. Falls es bei *vorbezeichneter Angelegenheit* (das ist SEINE grandiose Gemeinheit) mit dem Entwurf einer Regelung (das sind unsere, bis in die nächste Generation reichenden Rachechwüre) nicht klappen sollte, wäre eine Vorgehensweise der Rache *grob unverhältnismässig* und nicht zu rechtfertigen; selbst wenn wir eine *spezifische Beziehungsnähe zur Streitsache* hätten. Gerade in *raumrelevanten Angelegenheiten* (verschobene Grenzmarkierungen) können *Augenscheine* hilfreich sein. Etwa so hilfreich wie Juristendeutsch.

Begegnen wir dem Handballer auf der Strasse, einem Mann, der sich gern von Kopf bis Fuss massgeschneidert kleidet, grüssen wir einander nun mit

ausgesuchter Höflichkeit. Geistig begleitet und rhetorisch gezähmt von Rechtsanwältinnen, fühlen wir uns wie Staatschefs, die schliesslich das Volk haben, um Konflikte auszufechten. Nur im Mittelalter hatten die Landesväter, auf wiehernden Rössern reitend, das schwere Schwert, die Lanze in der eigenen Hand. Das war ein Lärmen! Krachen und Splittern der Lanzen, Getrampel der Rösser, Schlagen der Tamburine, Schreie der Menschen, grelle Pfeifer, zorniges Getrommel. Streitsachen wurden noch mit dem Schwert gelöst, die *spezifische Beziehungsnähe* von Mann zu Mann ausgefochten.

Diese Farbigkeit, die Lust am prallen Wort und die Freude am Herausplappen der Gedanken sind uns genommen, seit juristische Begriffe mit ihrer unerbittlichen Genauigkeit unsere arglosen Wörter infrage stellen. So wie wir auf die Strasse achten, wenn wir zuvor gestolpert sind.

Der Grundsatz von Treu und Glauben nach Art. 9 BV, der ein *loyales und vertrauenswürdiges Verhalten im Rechtsverkehr* erlaubt, ist nun geboten. Kein Farbanschlag auf das Gebäude des Handballers ist nötig und nicht das Legen toter Tiere in die Briefkästen der Immobilien unseres Kontrahenten.

Artig schreiben wir, also die Mandantschaft: «Aus den dargelegten Gründen ersuchen wir Sie, die Einsprache/das Begehren um Neuurteilung gutzuheissen und den eingangsgestellten Anträgen stattzugeben.»

Solche Sätze haben wir ohne die Skrupel, ein Plagiat zu begehen, abgemalt aus den Briefen der Kanzlei und sie umstandslos in unseren privaten Schriftverkehr aufgenommen. Klingt wie ein mit absolutem Gehör sauber gestimmtes Klavier, im Gegensatz zu den alten, verstimmten Kästen.

Und noch etwas: Uns gehört wieder jeder Zentimeter unseres Landes! Wir haben recht bekommen, allein mit dem juristischen, beruhigenden, kastrierten Wort, mit vernünftigen, ja logischen Begriffen, ganz ohne Schwert und Lanze und Körpereinsatz. DM

SIBYLLE SEVERUS ist Schriftstellerin und Essayistin. Sie lebt in Zürich.
redaktion@dasmagazin.ch



Aus dem erbitterten Krieg um Grund und Boden macht die Sprache des Gesetzes eine friedvolle *raumrelevante Angelegenheit*.



Als van Voss mit 26 Jahren eine Angststörung attestiert bekam, war das für ihn einerseits eine Befreiung, sagt er. Denn die Diagnose bedeutete, dass es das, was ihn plagte, tatsächlich gab.

«Keine Angst vor der Angst!»

Der Schriftsteller Daan Heerma van Voss erzählt, wie er gelernt hat, mit seinen Ängsten zu leben.

GESPRÄCH NINA KUNZ
BILDER DESIRÉ VAN DEN BERG

Daan Heerma van Voss, was ist Ihre früheste Erinnerung an die Angst?

Ich bin mir nicht sicher, ob es die früheste Erinnerung ist, aber mit fünf oder sechs Jahren hatte ich eine Phase, in der ich obsessiv an den Tod dachte.

An den Tod?

Ja, beziehungsweise ans Totsein. Ich dachte daran, dass irgendwann nichts mehr übrig sein wird. Ich versuchte, mir dieses Nichts auch vorzustellen. Und das fühlte sich jedes Mal so an, als würde ich mit einem Lift in eine unendliche Tiefe stürzen. Ich weiss noch, dass ich an einem Abend sogar so verzweifelt war, dass ich auf die Idee kam, Gott einen Brief zu schreiben.

Warum das denn?

Ich dachte: Wenn jemand Bescheid weiss, dann er. Also setzte ich mich hin und verfasste einen Brief. Niemand in meiner Familie war gläubig, aber mein Vater reagierte sehr lieb und tat dann so, als würde er den Brief per Fax losschicken.

Ich hätte nicht gedacht, dass dieses Gespräch mit einem Fax an Gott beginnt.

Wissen Sie, als Kind kannte ich nur zwei Autoritäten: Batman und Gott. Daher ist es nicht so wunderbarlich, dass ich mich in meiner Krise an einen der beiden wenden würde.

Und bekamen Sie eine Antwort?

(lacht) Nein, ich glaube nicht.

Können Sie sich noch erinnern, was Sie als Kind am Nicht-Existieren so bedrohlich fanden?

Ich fürchtete mich nicht mal vor dem Tod an sich. Was mir Angst machte, war vor allem, dass ich es nicht schaffte, diesen Gedanken zu Ende zu denken. Ich versuchte immer wieder, dieses Nicht-Existieren zu begreifen, aber es ging einfach nicht. Stattdessen blieb ich in Gedankenschleifen stecken. —>

In den Niederlanden gilt Daan Heerma van Voss als eine der wichtigsten jungen Stimmen im Literaturbetrieb. Der 37-Jährige ist Autor mehrerer Romane und schreibt regelmässig für Publikationen wie die «New York Times». Sein neuestes Non-Fiction-Buch heisst «Die Sache mit der Angst».

Darin erzählt er, wie es ist, mit einer Angststörung zu leben – und zeigt auf, warum wir in der Gegenwart die Tendenz haben, schwierige Gefühle «wegzumanagen». Sein Wunsch lautet: Es wäre schön, wenn wir alle etwas verletzlicher sein dürften.

Während unseres Zoom-Gesprächs macht der Schriftsteller immer wieder lange Pausen, um nachzudenken. Seine Ernsthaftigkeit wirkt ehrlich.

Spieglein, Spieglein an der Wand



Haben Sie sich schon einmal gefragt, wieso knapp 400 Millionen Menschen Kylie Jenner auf Instagram folgen? Oder wieso man auf einmal eine Mode schön findet, die man vor einem Jahr noch für schrecklich hielt? Ich schon. Und wie auf so viele Fragen, die mich beschäftigen, habe ich auch darauf Antworten bei der schwedischen Comic-Künstlerin **Liv Strömquist** gefunden. In ihrem Buch «**Im Spiegelsaal**» geht sie in fünf Comic-Essays dem Phänomen der Schönheit nach und behandelt da nicht nur Fragen wie die obigen, sondern denkt auch über den Zusammenhang von Schönheit und Geliebtwerden nach, über den Einfluss fremder Blicke auf das eigene Schönheitsempfinden und über die Vergänglichkeit des Schönen. Und wie in allen Werken Strömquists ist es auch in diesem Buch die Mischung aus ernsthafter Thematik, satirischem Humor, genialer Zeichnung und kluger Philosophie, die mich begeistert, unterhält und auch zum Nachdenken bringt.

Zum Beispiel habe ich mir nie ganz genau überlegt, wieso ich es hasse, fotografiert zu werden. Strömquist aber zeigt am Beispiel von Kaiserin Sisi, wieso man sich vor einem Bild von sich selbst fürchten kann; findet man es schön, muss man konstant daran arbeiten, diese Schönheit aufrechtzuerhalten; findet man es nicht schön, muss man konstant daran arbeiten, die Schönheit zu erreichen – oder alle Bilder sofort vernichten, was auch anstrengend ist.

Nebst der Kaiserin Sisi dienen Strömquist unter anderem auch Kim Kardashian, die biblische Lea, Schneewittchens Stiefmutter (wieso im Märchen immer die Stiefmutter die Böse ist, wird auch erklärt!), Marilyn Monroe oder George Eliot als Beispiele für ihre Fragestellungen. Mühelos streift sie durch Geschichte und Popkultur – und kombiniert für ihre Antworten ebenso mühelos soziologische Theorien von René Girards mimetischem Begehren über Hartmut Rosas Resonanz bis hin zu Susan Sontags Gedanken über Fotografie. Dabei sind ihre gezeichneten Erläuterungen immer so zugänglich, dass man sie leicht nachvollziehen kann – nur ab und zu wird man vielleicht vom eigenen Lachen unterbrochen.

Wer auch lachen und nachdenken will, kann noch bis zum 3. September im Museum Strauhof in Zürich eine Ausstellung zum Werk der feministischen Künstlerin besuchen. Oder sich einfach «Im Spiegelsaal» kaufen.

SIMONA PFISTER

Ich glaube, diese Erfahrung kenne ich auch. Als Kind bekam ich immer Kopfschmerzen, wenn ich zu lange an die Weite des Universums dachte.

Dann wissen Sie ja, wovon ich rede.

Mir kommt heute noch das Schaudern, wenn ich mir vorstelle, dass wir auf einem kleinen Planeten durch ein schwarzes Nichts sausen.

Das ist verständlich. Denn es gibt doch wenig Unheimlicheres als den Versuch, einen Gedanken zu denken, der im Grunde undenkbar ist.

Absolut!

In der Regel ist es ja so, dass wir uns durch Themen hindurchdenken können, um – zumindest gedanklich – Ordnung zu schaffen. Doch bei allem, was die Unendlichkeit betrifft, geht das nicht. Da ist es umgekehrt. Je angestregter man darüber nachdenkt, desto grösser wird die Ohnmacht.

Das ist jetzt ein gewagter Themensprung, aber:

Ich habe gelesen, dass Sie als Kind auch Angst hatten vor dem Zähneputzen. Stimmt das?

Ja! Denn ich stellte mir immer vor, dass die Zahnpasta derart schäumen könnte, dass ich daran erstickte. Als Kind malte ich mir allgemein alle möglichen Bedrohungen aus, und oft fühlten sich die imaginierten Bedrohungen realer an als die echten.

«Es gibt wenig Unheimlicheres als den Versuch, einen Gedanken zu denken, der im Grunde undenkbar ist.»

Die Angst beschäftigt Sie schon lange. Jetzt haben Sie auch noch ein Buch zum Thema geschrieben.

Warum?

Das hat zwei Gründe. Zum einen finde ich die Angst einfach faszinierend. Schliesslich kann niemand genau sagen, was sie ausmacht. Ist die Angst ein Gefühl? Ein Seinszustand? Ein philosophisches Problem? Eine Krankheit?

Und der zweite Grund?

Ist persönlicher. Bis vor einigen Jahren hatte ich immer wieder Phasen, in denen ich stark unter Panikattacken litt. Zudem hatte ich die Angewohnheit, jedes Mal alles beiseitezuschieben, sobald es mir besser ging. Zum Glück war ich damals mit einer Frau zusammen, die mir eines Tages sagte: So kann das nicht weitergehen! Ich wusste sofort, dass sie recht hatte. Nur hatte ich



DAS MAGAZIN N°33 – 2023

Daan Heerma van Voss hat mit dem Begriff der Angststörung andererseits auch seine Probleme. Denn dieser huldigt einem Zeitgeist, demzufolge jede Störung beseitigt und wegoptimiert werden muss.

keine Ahnung, was ich ändern könnte. Also begann ich zu lesen und zu recherchieren, und aus dieser Recherche entstand letztlich das Buch.

Ich habe «Die Sache mit der Angst» vor einigen Tagen zu Ende gelesen, und etwas vom Ersten, was ich dabei erfahren habe, ist, dass im Grunde alle Organismen eine Angstreaktion kennen.

Das stimmt. Alle Lebewesen kennen einen Impuls, der signalisiert: Achtung, Gefahr! Laut Darwin ist dieser Reflex sogar überlebenswichtig. Aber der springende Punkt in diesem Kapitel ist, dass die Art, wie wir Menschen Angst erleben können, einzigartig ist. Denn wir kennen neben diesem Gefahrenreflex auch noch die Erfahrung der Angst. Wir können Unangenehmes erleben und dann darüber nachdenken.

Wir können also Angst haben vor der Angst?

Genau. Wir sind in der Lage, abstrakt zu denken, und können uns daher auch Dinge überlegen wie: Was könnte meinen Liebsten zustossen? Was, wenn ich meinen Job verliere? Wir haben die Fähigkeit, in unserem Kopf zig Szenarien durchzuspielen. Gegenwärtige, zukünftige, vergangene. Der Mensch ist aufgrund seines Gehirns das wohl mächtigste Lebewesen, das je auf diesem Planeten gelebt hat. Und das potenziell ängstlichste.

Darf ich Ihnen eine sehr persönliche Frage stellen?

Nur zu.

Im Buch erfahren wir auch, dass Sie mit sechs- und zwanzig Jahren die Diagnose Angststörung erhielten. Wie war das für Sie?

Das mag Sie vielleicht überraschen, aber ich war euphorisch! Denn diese Diagnose bedeutete, dass es die Sache, die mich plagte, tatsächlich gab. Vorher hatte ich immer wieder den Verdacht, ich sei vielleicht einfach eine Drama-queen.

Im Ernst?

Klar! Angst ist schliesslich so schwer zu fassen. Im Gegensatz zu einem Hautausschlag sieht man sie nicht. Daher war es so erleichternd für mich, als mir damals eine Fachperson sagte: Sie haben ein Problem. Und dieses Problem nennt sich Angststörung.

Dennoch schreiben Sie ambivalent über diese Diagnose. Warum?

Das hat mehrere Gründe. Erstens merkte ich bei der Recherche immer wieder, wie beliebig Diagnosen sein können. Die Angststörung gibt es zum Beispiel als anerkannte Krankheit erst seit 1980. Und vereinfacht gesagt war es damals eine kleine Gruppe von Psychiatern, die diese Diagnose prägte.

Die Arbeit am Buch sensibilisierte Sie also für die Wandelbarkeit von Diagnosen?

Nicht nur von Diagnosen. Durch die Arbeit sah ich generell, wie unterschiedlich man sich die

Angst im Lauf der Geschichte zurechtgelegt hat. Der Philosoph Thomas von Aquin meinte beispielsweise, Angst sei eine Störung der Imagination. Er verortete die Angst also in der Fantasie. Daneben gibt es Vorstellungen wie jene des Hippokrates von Kos. Der dachte, ängstliche Zustände entstünden durch einen Überschuss an schwarzer Galle im Körper.

Verstehe.

Zudem merkte ich, dass man für ähnliche Ängste immer wieder andere Namen hat. So las ich während der Recherche zum Beispiel auch Briefe meines Urgrossvaters Jaap Kunst, der darin von kreisenden Gedanken, von Kurzatmigkeit und Überforderung berichtet. Vor hundert Jahren hätte man ihm aufgrund dieser Symptome wohl die Diagnose Nervenschwäche gestellt. Ich hingegen erhielt aufgrund sehr, sehr ähnlicher Symptome die Diagnose Angststörung.

«Der Mensch ist aufgrund seines Gehirns das wohl mächtigste Lebewesen, das je auf diesem Planeten gelebt hat. Und das potenziell ängstlichste.»

Und was ist der andere Grund für Ihre Ambivalenz?

Ihre Ambivalenz?

Ich glaube, dass uns die Idee einer Angststörung auch dazu verleitet, sehr eindimensional über die Angst nachzudenken. Denn die Idee einer Angststörung signalisiert doch, dass etwas nicht in Ordnung ist. Dass man einen Schaden hat. Eine Störung lässt wenig Raum für Gespräche und philosophische Gedanken. Stattdessen wird die Angst zu einer Sache, die man möglichst «wegmanagen» soll. Zum Beispiel mit Psychopharmaka oder kognitiver Verhaltenstherapie.

Aber die «Erfindung» der Angststörung bedeutet doch nicht, dass sich der Umgang mit der Angst generell ändern muss.

Dann lassen Sie es mich so sagen: 1980 ist für mich einfach der Punkt in der Geschichte, an dem die Angst die Sphäre des Philosophischen verlässt und in die Sphäre des Pathologischen eintritt. Nachdem man jahrhundertlang darüber diskutiert hatte, was Angst ist, schien nun klar: Sie ist eine Störung. Ausserdem ist diese Diagnose für mich Teil eines Zeitgeistes, in dem man allgemein für alle möglichen «schwierigen Gefühle» sofort eine Lösung sucht.

Und woran machen Sie das fest?

In Holland nehmen aktuell beispielsweise eine Million Menschen jeden Tag Antidepressiva. Das ist eine unfassbare Zahl. Denn vermutlich brauchen nicht alle diese Leute täglich Pillen, um zu funktionieren.

Glauben Sie nicht, dass das vor allem damit zu tun hat, dass unsere Gegenwart besonders herausfordernd ist?

Ich denke nicht.

Sie halten also nichts von der Annahme, dass die Gegenwart – aufgrund der Klimakrise, des Kriegs, Covid-19 – besonders viele Gründe hergibt zum Ängstlichsein?

Sicher gibt es einen Zusammenhang zwischen der quantitativen Verbreitung von Ängsten und dem, was gesellschaftlich passiert. Nur ist dieser Zusammenhang schwer messbar. Zudem gab es bereits in den Achtzigerjahren vergleichbare kollektive Ängste. Etwa vor der nuklearen Eskalation. Die Idee, dass die Gegenwart besonders ohnmächtig macht, ist also nicht neu.

Trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, dass die Gegenwart ein besonders guter Nährboden für Ängste ist.

Was man sagen kann, ist nur, dass uns viele der gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte verletzlicher gemacht haben gegenüber der Angst.

Es gibt also nicht per se mehr Gründe zur Angst? Wir sind bloss nicht mehr in der Lage, damit umzugehen?

Genau. Ein Faktor ist zum Beispiel die soziale Einbettung. Heute gibt es wesentlich mehr Single-Haushalte, und wer alleine lebt, hat ein erhöhtes Risiko, an einer Angststörung zu erkranken.

Und was sind weitere Faktoren?

Etwas, das den Umgang mit der Angst erschwert, ist bestimmt auch, dass das Individuum heute enorm unter Druck steht. Persönliches Vorankommen gilt als wichtig, und wenn etwas nicht so gut läuft, heisst es schnell: Arbeite an deinem Selbstbild!

Heute gibt es also keinen Raum für Ängste und Zweifel, weil wir idealerweise stets leistungsfähig und gut drauf sein sollen?

Nicht nur. Die Sache greift tiefer. Denn die Lektion, die wir immer wieder hören, ist doch: Es liegt an uns, etwas aus dem Leben zu machen! Die Message lautet: Egal ob es um die Arbeit oder das Private geht, du hast es in der Hand! Das sagen auch moderne Gurus wie Jordan Peterson ...

... in Bestsellern wie «12 Rules for Life».

Genau. Man denkt sich also: Okay, ich mach was aus mir! Doch dann trifft man auf eine Welt, in der man eben nicht alles in der Hand hat. Weil etwa der Jobmarkt schwieriger geworden ist. Das allein ist schon frustrierend. Doch dann feh-

len uns auch noch die Werkzeuge, um mit dieser Ohnmacht umzugehen. Und das wiederum überfordert.

Aber Überforderung und Angst sind doch nicht dasselbe?

Tatsächlich liegt für mich der Unterschied nur in der Bezeichnung ein und desselben Zustands. Denn Angst und Überforderung bezeichnen für mich beide eine Situation, in der mir die Kontrolle entgleitet. Und der Punkt, den ich im Buch mache, ist, dass es mir unter anderem deshalb so schwerfällt, mit diesen Zuständen umzugehen, weil ich eben mit dieser Idee aufgewachsen bin, dass ich alles selbst im Griff habe. Mir wurde nicht beigebracht, mit dem Unerwarteten, dem Zufälligen umzugehen.

Das erinnert mich daran, dass ich eine Passage im Buch etwa fünfmal unterstrichen habe.

Welche denn?

Da zitieren Sie den Psychiater Damiaan Denys, der sagt: «Angst ist im Kern das Gefühl eines Mangels an Kontrolle. Wir kompensieren diesen Mangel, indem wir wie besessen versuchen, uns selbst und die Aussenwelt zu kontrollieren. Doch um unsere Ängste erfolgreich zu bekämpfen, müssen wir uns von dem Bedürfnis nach Kontrolle verabschieden und akzeptieren, dass nicht alles so läuft, wie wir uns das wünschen.»

Genau darum geht es! →

SEBASTIÃO SALGADO
PHOTOGRAPHS

AMAZÔNIA

Exhibition curated and designed by
Lélia Wanick Salgado

VERLÄNGERT! Bis 24. September 2023
MAAG Halle Zürich

www.amazonia-exhibition.ch

Main Global Partner
150 Jahre ZÜRICH

Veranstalter MAAG Partner Sonntagszeitung Tages-Anzeiger

Schaffen Sie es inzwischen, sich etwas von diesem Kontrollbedürfnis zu lösen?

Es gelingt mir immer besser.

Und wie?

Ich versuche regelmässig, mit dem Unerwarteten zu experimentieren. Zum Beispiel verplane ich nicht jede Minute meiner Woche und schaue manchmal einfach, was passiert. Zudem versuche ich immer wieder, dem Wunsch nach Komfort und Bequemlichkeit zu widerstehen. Wenn ich nach Hause komme, lege ich mich an guten Tagen also nicht aufs Sofa, sondern gehe raus. Auf einen Spaziergang. Das hört sich banal an. Aber das ist für mich dann jeweils ein Zulassen von mehr Reibung.

Wir haben nun lange darüber geredet, inwiefern einige Annahmen rund um die Angst kontraproduktiv sind. Sind Sie bei Ihrer Recherche denn auch auf Ideen gestossen, bei denen Sie dachten: Ah, wie cool?

Ja! Besonders begeistert haben mich die Ansätze des Philosophen Søren Kierkegaard. Im Grunde vergleicht er die Angst mit einem Schwindel. Oder, genauer gesagt, mit dem Gefühl, das wir empfinden können, wenn wir in einen Abgrund hineinschauen. Eine Erfahrung, die zu gleichen Teilen euphorisierend und desorientierend ist.

Die Angst ist also weder gut noch schlecht.

Exakt. Er betrachtet die Angst eher als etwas, was einfach zum Existieren dazugehört. Denn in

seiner Vorstellung kommt dieses Schaudern daher, dass wir permanent Entscheidungen treffen müssen, um unseren Lebensweg zu gehen. Der Angstschwindel ist also eine Art Nebenprodukt unserer Freiheit. Erst durch Kierkegaard verstand ich, dass die Angst auch mit unseren Biografien verknüpft ist. Und man sehr viel über sich selbst erfahren kann, wenn man sich traut, die eigenen Ängste zu erforschen.

Was gibt Ihnen denn dieser Zugang zur Angst, was Ihnen die Diagnose der Angststörung nicht gibt?

Na ja, die Idee der Angststörung war schon gut in der Krise, weil ich mich daran festhalten konnte. Aber mit der Zeit führte sie leider dazu, dass ich die Angst immer mehr als diesen Fremdkörper, als dieses alienartige Teil in mir drin wahrnahm. Irgendwann dachte ich sogar, ich brauche eine Art Exorzismus.

Um die Angst auszumerzen?

Ja! Doch durch Kierkegaard und die Arbeit am Buch wurde mir klar, dass das keinen Sinn ergibt. Denn die Ängste gehören zu mir, und sie ermöglichen auch die Seiten an mir, die ich mag. Meine Offenheit etwa oder meine Sensibilität dafür, wie andere sich fühlen.

Können wir denn etwas tun, um diese Vielschichtigkeit der Angst besser aufzufangen?

Im Buch schlage ich zum Beispiel vor, dass wir häufiger von Verletzlichkeit reden könnten statt immer nur von Angst. Denn wenn wir diese Vulnerabilität als eine Eigenschaft begreifen, die wir alle in einem gewissen Mass haben, lädt das zu Gesprächen ein. Zudem wird es wohl einfacher, die Verletzlichkeit als einen integralen Teil des Selbst zu begreifen, den man nicht heraus-schneiden muss.

Und was denken Sie? Ist es realistisch, dass wir in Zukunft so über die Angst sprechen?

Ich weiss es nicht. Denn im Moment reden wir doch vor allem in diesem Erfolgsstory-Modus über Ängste. Es heisst dann, jemand habe gegen seine Schatten angekämpft, die Dämonen besiegt, triumphiert. Dabei erzeugt diese Geschichte einen riesigen Druck. Wer heute Angst hat, hat den Stress, dieses Empfinden sofort wieder loszuwerden. Versteht man die Angst hingegen als Teil des Selbst, muss man weniger Angst haben vor der Angst. DM

GSELLA MACHT SICH EINEN REIM AUF ...

Mir selbst gewiss

Manchmal frag ich: Soll ich noch?

Soll ich noch schreiben?

Oder lass ichs, Füsse hoch,

Hand am Wein, bleiben?

Manchmal fragt sie: Magst du denn?

DU musst gewichten.

Und dann sagt sie: Gottfried Benn.

DER konnte dichten!

Manchmal sag ich dann kein Wort

Und heb die Beine,

Und im Taumel fährt sie fort:

Brecht! Rilke! Heine!

Doch dann sagt sie jenen Satz,

Der mich erlöste,

Wüsste ichs nicht selber: Schatz,

Du bist der Grösste.

THOMAS GSELLA

Daan Heerma van Voss: Die Sache mit der Angst.
Und wie ich lernte, damit zu leben. Diogenes-Verlag,
Zürich 2023.

NINA KUNZ ist Redaktorin bei «Das Magazin».
nina.kunz@dasmagazin.ch

«DAS MAGAZIN»
ist die wöchentliche Beilage
des «TAGES-ANZEIGER»,
der «BASLER ZEITUNG»,
der «BERNER ZEITUNG» und
von «DER BUND»

HERAUSGEBERIN
Tamedia Publikationen
Deutschschweiz AG, Werdstrasse 21,
8004 Zürich
Verleger: Pietro Supino

REDAKTION Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11
E-Mail: redaktion@dasmagazin.ch

Chefredaktion: Bruno Ziauddin,
Barbara Achermann
(Stv. Chefredaktorin)
Redaktion: Sven Behrisch,
Mikael Krogerus, Nina Kunz
Artdirektion: Nathan Aebi
Bildredaktion: Carmen Brunner,
Maria Leutner
Abschlussredaktion: Severin Bruttin
Redaktionelle Mitarbeit:
Sascha Britsko, Christof Gertsch, Ursina
Haller, Max Küng, Trudy
Müller-Bosshard, Christian Seiler
Honorar: Marina Ambrogio-Donati

VERLAG Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11

Leitung Nutzermarkt: Marc Isler
Leitung Abo-Service: Aranzazu Diaz
Goldbach Publishing AG:
Philipp Mankowski (Managing Director)
Adriano Valeri (Director Client Sales)
Sales Administration Print:
Mara Grassi (Division Manager)
Anzeigen: Goldbach Publishing AG
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon +41 44 248 42 30
anzeigen@dasmagazin.ch
www.goldbach.com
Trägertitel: «Tages-Anzeiger»,
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Tel. 044 404 64 64
abo@tagesanzeiger.ch;
«Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466
abo@bernerzeitung.ch;
«Basler Zeitung», Tel. 061 639 13 13
abo@baz.ch;
«Der Bund», Tel. 0844 385 144
abo@derbund.ch
Nachbestellung:
redaktion@dasmagazin.ch

Ombudsmann:
Ignaz Staub, Postfach 318, 6330 Cham 1
ombudsmann.tamedia@bluewin.ch

**Bekanntgabe von namhaften
Beteiligungen der Tamedia
Publikationen Deutschschweiz AG**
i.S.v. Art. 322 StGB:
DZZ Druckzentrum Zürich AG,
LZ Linth Zeitung AG,
Tamedia Abo Services AG,
Tamedia Basler Zeitung AG,
Tamedia ZRZ AG,
Zürcher Oberland Medien AG

Ein Angebot von Tamedia



**TESS POSTHUMUS (35) betreibt in
Amsterdam zwei Cocktailbars, arbeitet als
Beraterin, schreibt Bücher und ist seit
zwei Jahren Mutter.**

Am Morgen weckt mich mein Wecker oder meine Tochter zwischen sieben und acht Uhr – eine Zeit, zu der die meisten Barkeeper noch tief schlafen. Bei mir ist kaum ein Tag wie der andere. Doch seit ich eine Tochter habe, versuche ich, etwas mehr Struktur in den Alltag zu bringen. Der Morgen beginnt meist mit selbst gemachtem Porridge, dann kommt es darauf an, ob die Kleine den Tag mit mir, meiner Frau oder in der Kita verbringt.

Wir wohnen in einem Haus in Haarlem, mein Arbeitsort ist in Amsterdam. Das mag sich nach einem langen Arbeitsweg anhören, doch tatsächlich benötige ich bis ins Büro nur 17 Minuten mit dem Auto. Danach gehts weiter mit dem Roller, da es bei meinen Bars keine Parkmöglichkeiten gibt. Flying Dutchmen Cocktails war mein erstes Lokal, eröffnet im Dezember 2017. Im Sommer 2020 folgte mit Dutch Courage die zweite Bar, das war mitten in der Covid-Pandemie. Natürlich nicht der ideale Moment, doch als ich im Januar meine Unterschrift unter den Vertrag setzte, dachte noch niemand daran, dass in Europa wenige Monate später die Türen aller Gastrobetriebe geschlossen sein würden.

In der neuen Bar stehen Drinks mit Genever im Zentrum. Genever ist die traditionelle Spirituose der Niederlande. Sie gilt als der Vorfahre von Gin, ist aromatisch aber meist näher bei Whisky. Die Rezepte kreierte ich alle selber, diese Kreativität liebe ich an meinem

Job. In der älteren Bar mixen wir vor allem Klassiker und moderne Interpretationen davon. Ein guter Drink ist nicht nur eine Kombination von Zutaten, ein guter Drink hat auch eine Story. Doch die ist nicht immer nur rosig, und wir wollen die Geschichte keineswegs schönreden. Genever beispielsweise war auch das Getränk der Kolonialisten.

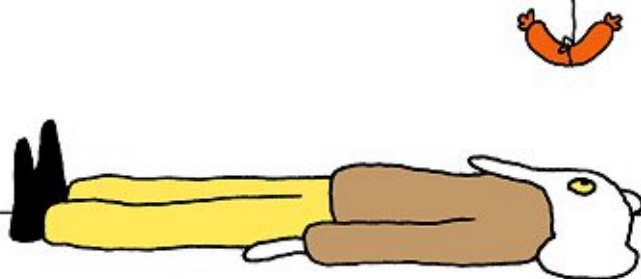
Es ist nicht immer einfach als queere Frau in dieser männlich dominierten Branche. Ich erinnere mich noch gut, dass ich 2010 von einer grossen irischen Whiskymarke nicht zu einem Workshop eingeladen wurde, weil der Brand sich als «männlicher Whisky» positionieren wollte. Dieselbe Marke fährt nun eine Kampagne, um Frauen als Konsumentinnen zu gewinnen. Noch heute kommt es vor, dass Lieferanten mit meinem Geschäftspartner sprechen wollen, auch wenn ich für diese Dinge zuständig bin, oder dass Gäste mir als Frau weniger Wissen zu Drinks und Spirituosen zuschreiben.

Als ich die erste Bar eröffnete, dachte ich, dass ich noch etwa zwei bis drei Abende hinter der Theke arbeiten würde. Mittlerweile mache ich das nur noch bei grossen Events wie Silvester, Gay Pride oder dem Nationalfeiertag Koningsdag. Ob das die einzige Möglichkeit ist, als Elternteil in einer Bar zu arbeiten? Ich würde gerne Nein sagen. Auf jeden Fall ist es sehr schwierig, deiner Partnerin und deinem Kind gerecht zu werden, wenn du erst gegen fünf Uhr morgens Feierabend machen kannst.

Seit unsere Tochter Josephine in unserem Leben ist, arbeite ich deshalb mehr mit dem Kopf und weniger mit den Händen. Ich kümmere mich um Organisatorisches, das Personal und die Buchhaltung. Oft bin ich auch im Ausland, um Bartender auszubilden. Kürzlich hatte ich einen Auftritt in London für eine BBC-Sendung über Scotch Whisky. Für eine Barkonferenz reiste ich im Sommer nach New Orleans. Jurieren von Cocktailwettbewerben, meine eigene alkoholfreie Spirituosenlinie, mein viertes Buch schreiben, verschiedene Beratungsmandate – ich kann mich nicht über zu wenig Abwechslung beklagen.

Feierabend ist nicht meine Stärke. Es kommt vor, dass ich, wenn ich mit meiner Frau auf dem Sofa eine Netflixserie schaue, nebenbei noch Mails beantworte. Auch in den Ferien kann ich nicht immer ganz abschalten. Ich bin darüber nicht so glücklich, meine Frau noch weniger. Aber ich denke, wenn man selbstständig und für mehrere Unternehmen zuständig ist, gehört das halt dazu.

DIE KUNST DER FUGE



Der Pianist Glenn Gould sagte einst in einem Interview, es gebe kein Musikstück, welches ihn mehr bewegt habe als der letzte Teil von Johann Sebastian Bachs Zyklus «Die Kunst der Fuge». Er sprach von einer «Atmosphäre des Friedens» und einer «andächtigen Qualität», die sogar für Bach ausserordentlich sei. Eine solche Musik sei schlicht «überwältigend». Ich kann dies nicht nachvollziehen. Für mich klingt das Stück so zwanghaft und aufgeräumt, als hätte es Marie Kondo komponiert. Allerdings muss ich dazusagen, dass ich von klassischer Klimperkunst keinen blassen Schimmer habe und auf das Wort «Fuge» eh nicht gut zu sprechen bin. Ich denke bei «Fuge» auch nicht in erster Linie an Musik des frühen 18. Jahrhunderts, sondern an Probleme bei Renovationsarbeiten; was dem Umstand geschuldet ist, dass ich kürzlich in solche involviert war. Wer je neu oder umgebaut hat, die oder der weiss, wie intensiv eine solche Aktivität sein kann, nicht nur in finanzieller Hinsicht. Und eben: Ein Teil der nervlichen Belastung von Um- oder Neubauten betrifft die besagte Fuge, um die man nicht herumkommt. Sie ist ein Hort ästhetischer Probleme. Beispiel Badezimmer: Dort beim Plätteln ein schönes Fugenbild hinzubekommen, das ist Kunst!

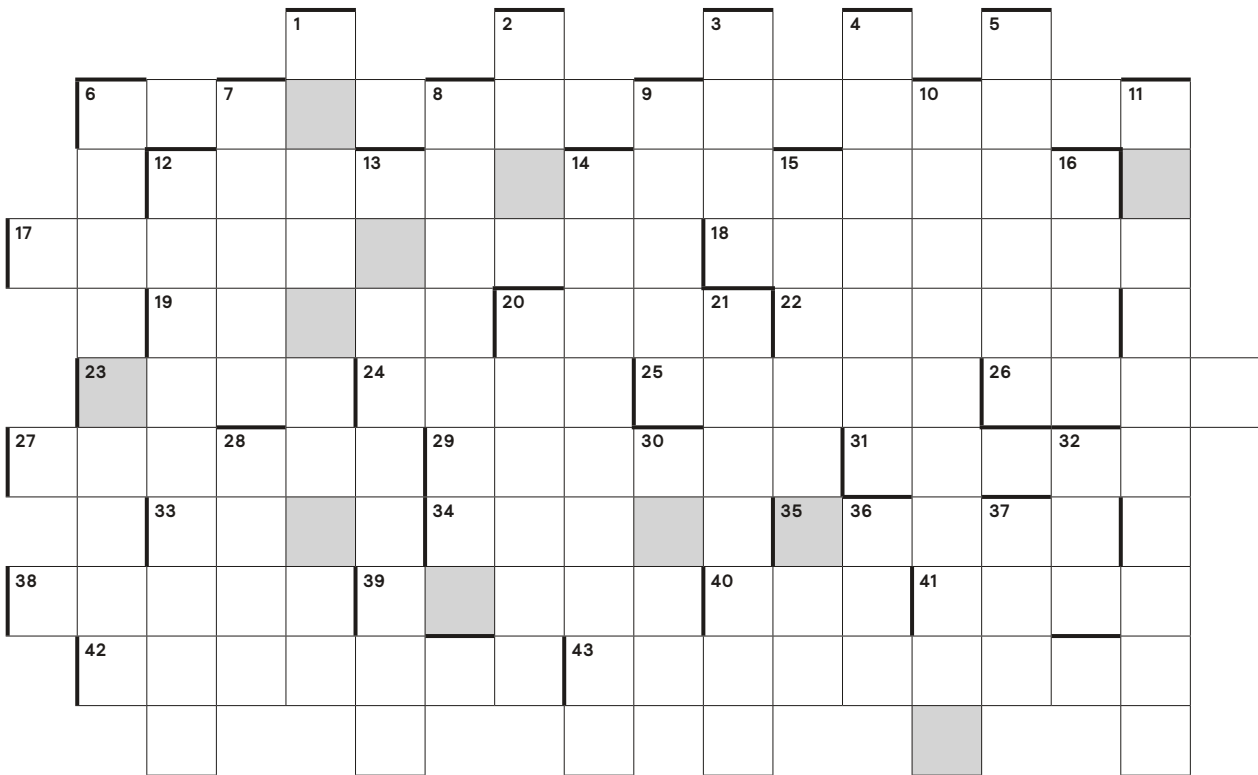
Aber nicht nur beim Plätteln eines Badezimmers kommt die Fugenproblematik zum Tragen, sondern auch bei Fussböden. Ich denke, man denkt viel zu wenig über Fussböden nach. Man nimmt sie als gegeben. Dies ändert sich, wenn man etwa den Boden in einer Küche eines Ferienhäuschens im nördlichen Süden ersetzen muss. Keine grosse Sache, meint man, und die Machart des Bodens war auch schnell gefunden: Terrazzo! Denn wie hiess es so schön im Prospekt des Bodenbauers: «Mit Terrazzo-Belägen wählen Sie einen Boden, dessen Eleganz schon im alten Rom

und in den Palästen Venedigs zu begeistern wusste.» Das alte Rom! Die Paläste Venedigs! Genau meine Kragenweite! Also her mit dem Terrazzo, auch wenn es bloss um ein paar lausige Quadratmeter ging. «Schimmernde, warme Farben präsentieren sich in grossflächiger und fugenloser Eleganz», schwärmte der Prospekt weiter.

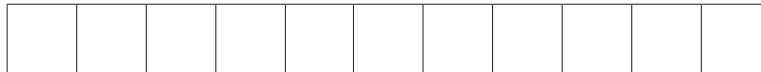
«Fugenlos» ist ein wunderbares Wort, wie «schwerelos» oder «alterslos», allerdings beschreibt es einen Idealzustand. Ein fugenloses Leben gibt es nicht. Kaum ist der Terrazzo gegossen, will der Arbeiter Fugen fräsen. Und schon lernt man ein neues Wort kennen: Negativecken! Der Arbeiter mit der Fräse im Anschlag erklärt: Winkel im Raum, von denen Kräfte auf den neuen Boden wirken, welche zu Rissen führen können.

Risse! Sie sind für Böden das, was Falten für das menschliche Antlitz sind: natürliche Alterserscheinungen, aber selten sonderlich beliebt. Also Fugen! Die nehmen dem Boden die Spannung. Schnell wird aus der versprochenen fugenlosen Eleganz ein die Netzhaut reizender Raster – und der Terrazzo sieht aus wie der Stadtplan von Manhattan. Findet man aber die Möglichkeit von Rissen spannend und sagt dies dem Bodenbauer, lernt man abermals ein neues Wort kennen: Fugenprotokoll. In ein solches werden all die Fugen eingetragen, die zwar empfohlen werden, auf die man aber per Unterschrift auf eigene Verantwortung verzichten möchte. Damit man der Risse wegen später den Bauunternehmer nicht auf Schadenersatz verklagen kann.

Das Fugenprotokoll... klingt schwer nach Johann Sebastian Bach. Aber die Sache hat auch etwas Tröstliches: Renovationsarbeiten lassen zwar das Konto schrumpfen, doch der Wortschatz wird reicher.



BEFUND BEIM SCHLUCKSPECHT NACH DEM ALKOHOLTEST
Die Lösung ergibt sich aus den grauen Feldern waagrecht fortlaufend.



WAAGRECHT (J + Y = I): 6 Verschafft sich Schlangenphobiker durch Extremitätenbetätigen. 12 Erbringt sowohl Prüfling als auch Racketschwinger. 17 Finanzinstitut schliesst den Laden? Informiert über Soll und Haben! 18 Platziert, wer gern provoziert. 19 In die Jahre gekommene Mätresse. 20 Im Rückblick wär Steinbrück ein Strick. 22 Aus Singvögeln generierte Gartenzier. 23 Conditio sine qua non Merlot. 24 Sneaker ohne Schuh: Richtungswechsel in Leicester. 25 Am Schluss hat der Herr hier Menschen gern. 26 Olympischer Obermacker machte sie als Schwan an. 27 Blachendach für Knirpse? Zahnteufelszeug! 29 Ist Nordlichtern, was uns Bucht. 31 Kopflosem Snoopy wachsen Flügel. 33 Eher nicht – reimt sich auf Eiche und dergleichen. 34 Wahlweise Bütte oder Nati-Tschütteler. 35 Bei der fließenden Grenze ist klassische Sache zentral. 38 Wird vom kleinsten Pferd gedeckt. 39 Özil, Linksfüsser, mit Drall nach rechts. 40 In Nippon verbreitete Sippe – gibt du in Nanterre her. 41 Der deutsche Dandy ist schier ein Schuppenkriechtier. 42 Beim Geizkragen bestenfalls Danksagen. 43 Tiermenge, vermengt: wurden bei der Armeeform XXI ausgemustert.

SENKRECHT (J + Y = I): 1 Wird am Geburtstag, erstmals physisch, vollzogen. 2 Verliert, mit Faser gepaart, Haare. 3 Eine Dame, die ins Auge geht. 4 Lädt zum Schwarzwaldbaden. 5 Einer wie Havel an der Havel. 6 Wird bei der Einheitsgewandung auf die Schulter genommen. 7 Die für Influencer gültige Währung. 8 Die diskrete Schwester des Gezeters. 9 Wird am Strassenrand zum TV-Hit. 10 Cowboy mit Stetson – oder ein Champignon. 11 Wird nach dem Mostposten wieder verschlossen. 12 Rotkäppchen im Verhältnis zu Isegrims Mageninhalt. 13 Manko in Streitgockels Vokabular. 14 Hansestadt, die einem Gottlosen-Homonym ihren Namen gab. 15 Nudel, die mangels Wasserstoff nicht mehr dudenkonform. 16 Hollywoodreife Komponente der Tigerente. 20 Ohne vier wär der Autor hier so was wie zum Wohl. 21 Händel-Oper, liess El Cid aufhorchen. 28 Ist rezent oder sweet – auch Streetworker, pejorativ. 30 Wirft Capri-Fischer vor Ort über Bord. 32 Seinetwegen ist Glacé intern liquide. 36 Mit Glorione wär die Kapitale Po oder so. 37 Der verknappte Ältere war in Japan mal Kleingeld.

LÖSUNG RÄTSEL N° 27: BUNDESORDNER

WAAGRECHT (J + Y = I): 5 BOULEVARDTHEATER. 12 GRAUENERREGEND («Heinrich! Mir graut's vor dir»). 17 DESPERADO. 18 ALESUND. 19 DEOSPRAY. 20 NUKLEUS (Kernspaltung). 21 EIS(-berg). 22 AMT. 23 ADE (von hinten: EDA). 25 (Gabriel) VETTER. 27 RSS (kurz für: Rudolf-Steiner-Schule). 28 NEULING. 30 (Cab-)RIO. 31 FIELDS (engl. für Felder). 35 TRIADE. 36 Juan José PEREA (pere = ital. für Birnen). 37 GOA. 38 WURZEL. 39 EBUR in Chees-ebur-ger. 40 EURO-RING. 41 Hans GIENG (Kindlifresserbrunnen). 42 ROLANDSLIED. **SENKRECHT (J + Y = I):** 1 KURSSTURZ (Bärenmarkt). 2 HEUER. 3 ZAESUR. 4 Sheffield WEDNESDAY. 5 BADEANZUG (Bikini). 6 LAPPALIEN. 7 VERAENDERN. 8 REDNERPULT. 9 TRAKTOREN. 10 HELL (engl. für Hölle). 11 RADIOSONDE. 12 GEOMETRIE. 13 NAIIV (von unten: Vian). 14 ROUTIER (franz. für Lastwagenfahrer). 15 GEER, Anagramm: Gere. 16 NUSS in Erd-nuss-öl. 24 DIAL (engl. für Zifferblatt), Anagramm: Dalí. 26 EFEU (feu = franz. für Feuer). 29 GEB (Abk. für geboren). 32 JARS (engl. für Einmachgläser). 33 EGO. 34 LORIS in F-loris-tin.

Schweizer Offroader



Schweizer Kreativität



Schweizer Freunde



Schweizer Zauberland



So vielseitig wie die Schweiz.

**Schweizer
Familie**



Jede Woche abwechslungsreiche Unterhaltung mit neuen Ideen für Freizeit, Ferien und Ihr Zuhause, mit spannenden Reportagen, interessanten Menschen und Wissenswertem aus der Tier- und Pflanzenwelt. Am besten im Abo: Telefon 044 404 63 63 oder vielseitig.schweizerfamilie.ch

QR Code scannen
und gratis Newsletter abonnieren.